

KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ

BERICHTE MEINUNGEN DOKUMENTE



INHALT

Klaus Weigelt

Eine Initiative, die weiterer bedarf

Die neue Konfiguration des Bundestags und die Kulturarbeit nach Paragraph 96 BVFG

3

Wolf Oschlies

Verloren geglaubter Glaube

Das Christentum in Osteuropa

5

Reformation schlesischen Formats

Beitrag zum Gedenkjahr in Görlitz

7

Von der heilsamen (Un-)Ruhe des Gemüts

Die Martin-Opitz-Bibliothek wird ihrem Namenspatron gerecht

9

Dieter Göllner

Dome sind niemals fertig

Tagung der Kulturstiftung über zwei unfertige Kleinode

10

Typen und Topoi

Sonderausstellung „Typisch schlesisch!“ in Königswinter

12

Babette von Sass

Kultur fördert Geselligkeit

Und umgekehrt: Deutschbaltisch-Estnische Tage Domus Revaliensis

14

M. Fritsche

Würden doch alle Gebote so eingehalten

500 Jahre Reinheitsgebot – Ellinger Ausstellung in Allenstein

16

BÜCHER MEDIEN VERANSTALTUNGEN

Bendel, Karp: Bischof Maximilian Kaller (*Norbert Matern*)

18

Archiv für schlesische Kirchengeschichte (*Hans-Ludwig Abmeier*)

20

Schreiben im Exil (*Edith Ottschofski*)

20

Notizen zu einer Habilitationsschrift (*Rüdiger Goldmann*)

21

Zum Tod von Hubert Unverricht (*Jörg Bernhard Bilke*)

22

LITERATUR UND KUNST

Klaus Weigelt

„Ich will wirken in dieser Zeit“

Zum 150. Geburtstag von Käthe Kollwitz

23

Carsten Eichenberger

Auf Radiowellen um die Welt

Der Tenor Joseph Schmidt aus der Bukowina

28

Das Schöner ist des Schönen Freund

Gärten Peter Joseph Lennés zwischen Schlesien und Pommern

30

KK-NOTIZBUCH

31



In einer von Menschenhand geformten Landschaft wirkt – zumal im Herbst – selbst das Licht gestaltet: Parklandschaft von Peter Joseph Lenné

Bild: siehe Seite 30

Eine Initiative, die weiterer bedarf

Die neue Konfiguration des Bundestags stellt die Fortführung der Kulturarbeit nach Paragraph 96 BVFG in Frage

Der Ausgang der Bundestagswahl 2017 hat die ostdeutsche Kulturförderung nach Paragraph 96 des Bundesvertriebenengesetzes BVFG in Gefahr gebracht. Die personellen Veränderungen in der maßgebenden politischen Szene sind dergestalt, dass man um die Arbeit zumal der nicht institutionell geförderten Einrichtungen bangen muss, da wichtige Fürsprecher nicht mehr das Sagen haben. Klaus Weigelt, der Präsident der Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR, weist auf die sich auftuenden Leerstellen und damit zusammenhängende Risiken hin.

Hier sind zunächst die Namen derer, von denen im Themenkreis Deutsche Kultur im östlichen Europa oft die Rede war – und die nun nicht mehr so vernehmlich zu



Das Schlesische Museum zu Görlitz im Schönhof, eine Neugründung, die so neu nicht mehr ist ...

Bild: Museum

diesen Themen sprechen werden. Hartmut Koschyk, der ausnehmend engagierte Aussiedler- und Minderheitenbeauftragte der Bundesregierung (siehe auch „Kulturpolitische Korrespondenz“ 1384 vom 25. September 2017), hat nicht mehr für den Deutschen Bundestag kandidiert. An seine Stelle wurde kommissarisch Günter Krings berufen, eine sehr gute Entscheidung, ein Lichtblick. Der Verlust zweier bisheriger Abgeordneter jedoch wiegt bitter. Bernd Fabritius, der Präsident des Bundes der Vertriebenen, kehrt nicht in den Bundestag zurück, weil die Liste der CSU in Bayern nicht gezogen hat. In Sachsen hat Klaus Brähmig seinen Wahlkreis an die AfD-Vorsitzende Frauke Petry verloren – und damit der Bundestag den für die Belange nach Paragraph 96 BVFG engagiertesten Politiker.

Gemeinsam mit Bernd Fabritius und Hartmut Koschyk hatte Klaus Brähmig am 23. Juni 2017 die Initiative zur Gründung einer Bundesstiftung „Deutsche Geschichte und Kultur in Mittel- und Osteuropa“ ergriffen und einen Brief an die beiden Unions-Parteivorsitzenden Angela Merkel und Horst Seehofer geschrieben.

Unter dem Schirm dieser Stiftung sollten die im Jahre 2000 von der rot-grünen Regierung aus der institutionellen Förderung entfernten Institutionen Unterstützung



... und das Donauschwäbische Zentralmuseum in der Ulmer Bastei, beide stehen sie für den in der deutschen Öffentlichkeit bestehenden Wunsch und Willen, deutsche Kultur auch jenseits deutscher Grenzen zu reflektieren. Derzeit besteht jedoch „Verdunkelungsgefahr“

Bild: Museum

finden. Die Bundestiftung sollte ihren Platz im Koalitionsvertrag und eine Linie im Bundeshaushalt 2018 erhalten. Diese Initiative ist jetzt gefährdet.

Prekärer noch ist in der neuen politischen Situation die Stellung der ostdeutschen Kulturförderung. Zwar hat die Konzeption 2016 zum Paragraphen 96 BVFG festgehalten, dass der ihm innewohnende Förderauftrag „eine in die Zukunft weisende Bedeutung entfaltet“, aber die Konzeption ändert nichts an der Kargheit der nach 2000 entstandenen Förderlandschaft, zumal nicht die prekäre Finanzausstattung der Einrichtung ostdeutscher Kulturarbeit, wie die „Kulturpolitische Korrespondenz“ 1366 vom 25. März 2016 feststellt.

Es ist abzusehen, dass die neue AfD-Fraktion im Deutschen Bundestag dieses Defizit aufspüren und die Bundesregierung für ihre Versäumnisse in diesem Bereich der ostdeutschen Kulturförderung mit den ihr

eigenen Methoden an den Pranger stellen wird. Kritik ist in sich nicht problematisch. Folgeschwer aber wird die zukünftige Verortung dieses Politikbereichs sein, da natürlich Linke, Grüne und Medien aufmerksam verfolgt werden, ob nicht und wenn doch, inwieweit die Förderung der Kulturarbeit ostdeutscher Relevanz ein revanchistischer und als rechtsradikal zu verdächtigender Politikbereich ist, den man tunlichst auszumerzen hat. Die in diesem Sektor tätigen Institutionen werden sich also in Zukunft wieder in einer Defensivlage sehen, die man längst überwunden glaubte.

Mit anderen Worten: Die Förderung ostdeutscher Kulturarbeit wird im neuen Bundestag massive Unterstützung von einer Seite erhalten, von der keine erwartet wird und die ihr zutiefst schaden kann.

Bereits im Vorfeld der Koalitionsverhandlungen sei deswegen an alle Politiker, die sich der Tragweite des Geschilderten

bewusst sind, appelliert, der Gefahr entgegenzuwirken, die diesem Kulturbereich droht. Nach einer aktuellen Umfrage schlägt sich das angesprochene Thema in den Familiengeschichten von etwa 30 Prozent der Bundesbürger nieder. In positivem Sinne lässt sich also im Rahmen der ostdeutschen Kulturförderung das Thema „Heimat und Identität“ als ein wirksames Mittel gegen eine weitere Abwanderung nach rechts außen nutzen.

Die ostdeutsche Kulturförderung muss als ureigenstes Thema der Union fest in den Programmen von CDU und CSU erkennbar bleiben und finanziell auf eine tragfähige Basis gestellt werden. Die von Hartmut Koschyk, Klaus Brähmig und Bernd Fabritius angeregte Bundeskulturstiftung sollte sowohl im Koalitionsvertrag als auch im Bundeshaushalt 2018 verankert und in die Tat umgesetzt werden.

Klaus Weigelt (KK)

Verloren geglaubter Glaube

Das Christentum hat in den osteuropäischen Ländern und Völkern überwintert und erlebt einen neuen Frühling

Am 12. Juli 2017 harrten anderthalb Millionen Petersburger in strömendem Regen aus, um die Heimkehr der sterblichen Überreste des „Wundertäters“ Nikolaj zu erleben. Der Byzantiner Nikolaj (um 260 bis 342) war Russlands beliebtester Heiliger, auch der Liebling aller Kinder, die von ihm Geschenke erwarten. Seine größten Verehrer waren die Seeleute, die im Mai 1087 seine Gebeine aus dem kleinasiatischen Myra (Demre) ins italienische Bari überführten, wo sie 930 Jahre lang in einer von Russen erbauten Kathedrale ruhten. 1998 vereinbarten Bari und das Moskauer Patriarchat die Einrichtung einer russischen „Filiale“, über die jetzt die Heimholung Nikolajs ablief – in zwei Etappen: Ende Mai kam Nikolajs Sarkophag nach Moskau, Mitte Juli nach Sankt Petersburg. Bari war's zufrieden, obwohl ihm ungezählte russische Pilger abhandenkommen.

Nikolajs Odyssee passt in die Entwicklung des Ostens, wo man im Zeichen des Kreuzes zu nationalkulturellen Anfängen zurückfindet. Im Jahre 988 betrieb Fürst Vladimir die Christianisierung Russlands. Als im 12. Jahrhundert der Mongolensturm und ab dem 14. Jahrhundert die Osmanenherrschaft über die Slawen kamen,

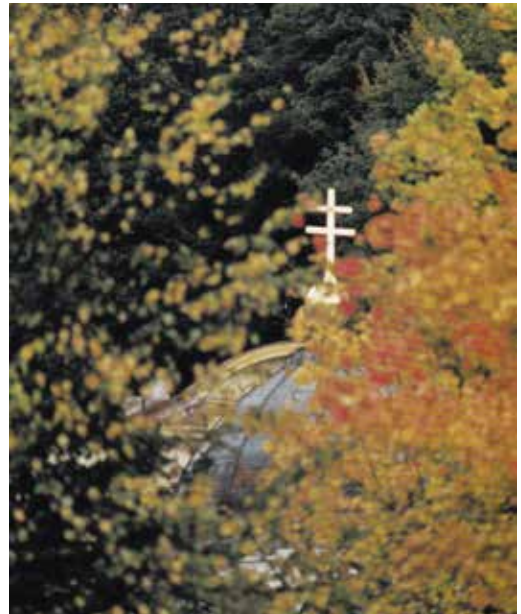
finden diese Halt bei der eigenen Familie und Kirche. Orthodoxe Kirchen sind per se Nationalkirchen, wo Gottesdienste in den Landessprachen stattfinden. Aus frühen Mönchszellen kamen die „Zellenschulen“, die ersten Formen nationaler Bildungswerke. Die Rolle der Kirche als Bewahrerin der Kultur ist nicht einmal zu Zeiten des stalinistischen „wissenschaftlichen Atheismus“ vergessen worden, wie z. B. die Werke des bulgarischen Soziologen Nikolaj Misov bezeugen. Offiziell war er Chefideologe des Atheismus, dabei ein listiger Verteidiger der Kirche und ihrer Gläubigen, zudem Mit-Urheber jenes Paradoxons, das den Kommunisten die Ruhe raubte: Kirche ist zwar Opposition, aber sie ist legal – Kirche ist legal, darf folglich auch Opposition sein.

Der „polnische Papst“ Johannes Paul II. hat die Rolle von Religion und Kirche schon 1985 betont, als er die Slawenapostel Kyrill und Method zu „Patronen Europas“ erhob. Die beiden Brüder, Slawen aus Thessaloniki und orthodoxe Mönche, schufen um 860 das slawische Alphabet der „Glagoliza“ und wurden so zu Begründern der slawischen Schriftkultur. Diese klobige Schrift wurde um 890 durch die einfachere und hübschere „Kyrilliza“ ersetzt, benannt zu

Ehren Kyrills, der 869 gestorben war. Kyrill und Method hatten fünf Schüler, unter ihnen die Makedonen Kliment und Naum, um 900 Gründungsväter der Makedonischen Orthodoxen Kirche. Erst im frühen 13. Jahrhundert schuf der Heilige Sava die Serbische Orthodoxe Kirche, doch behaupten Serben unbeirrt, ihre Kirche sei die „Mutter“, der sich die makedonische „Tochter“ unterzuordnen habe. Gegen diese geschichtsklitternde Sicht war selbst Marschall Tito machtlos, und alle orthodoxen Kirchen teilten sie.

Geistliche waren die ersten Lehrer der Slawen, aber nicht alle Geistlichen waren Geistesgrößen. Osteuropäische Autoren wie der Makedone Shivko Tschingo, der Tscheche Jaroslav Hasek, der Bulgare Aleko Konstantinov etc. haben die „Popen“ ihrer Heimat mit mildem Spott übergossen, allen voran die Serben Branislav Nusic und Petar Kocic. Der Deutsche Roda Roda (Alexander Rosenfeld), unübertroffener Literaturmittler zwischen Deutschen und Südslawen, hat sie brillant übersetzt. Wer Land und Leute vom Balkan kennen und lieben lernen möchte, muss Rodas kongeniale Übersetzungen von Kocics Geschichten über Bruder Simeon lesen, die alle im serbischen Teil Bosniens spielen, und er wird einmal mehr das Unglück der gottlosen Bürgerkriege aus jüngster Zeit beklagen.

Im 20. Jahrhundert war Stalin der schlimmste Religionshasser, der seit 1922 Kirchen beraubte und zerstörte und Priester verbannte und ermordete. Spätestens am 1. Mai 1937 sollte in Russland jede Spur von Religion getilgt sein. Daraus wurde zum Glück nichts, und als Hitler am 22. Juni 1941 die Sowjetunion überfiel, warf Stalin das Ruder radikal herum. Frühere „Genossen“ redete er nun kirchlich mit „Brüder und Schwestern“ an, geschlossene Kirchen und Klöster wurden wieder geöffnet, Hunderte inhaftierte Geistliche freigelassen, Schlägergarden wie der „Verband militan-



Zages Zeichen, im böhmischen Herbstwald fotografiert von Monika Fischer. Mittlerweile zeigt die Kirche im östlichen Europa prägnante Präsenz

Bild: KünstlerGilde

ter Atheisten“ aufgelöst. Fiel Stalin wieder ein, dass er im Jahrzehnt 1889 bis 1899 Musterschüler der geistlichen Seminare im georgischen Gori und Tiflis gewesen war? Später bekundete sein Enkel Aleksandr Burdonskij, dass Stalin bei einem Popen gebeichtet habe. Immerhin schloss er am 4. September 1943 mit der Kirchenführung einen Vertrag, der die schlimmsten Folgen seiner Religionsfeindschaft beseitigte, nicht aber die Kirchenspaltung in Moskauer Patriarchat und Auslandskirche.

Auch zu Zeiten des Stalin-Terrors gab es immer Rückzugsgebiete, in denen die Kirche relativ ungestört blieb, anderenfalls wäre der Weltall-Pionier Jurij Gagarin 1934 nicht getauft worden. Er und andere „Kosmonauten“ wurden auf ihren lebensgefährlichen Flügen keine Atheisten, vielmehr dankten Gagarin, Koroljow, Titov, Leonow etc. dem Heiligen Sergij, Schutzpatron russischer Recken, für geglückte Flüge.

Vergeblich wollte Chruschtschow sie zu der Aussage drängen, sie hätten „da oben keinen Gott gesehen“.

Karl Marx irrte, als er Religion als „Opium des Volkes“ bezeichnete. Laut jüngsten Untersuchungen des Pew-Centers in Washington D. C. stellen in Osteuropa Gottgläubige die höchsten Prozentanteile ihrer Länder: Georgien 99, Armenien 95, Rumänien 95, Moldawien 95, Bosnien-Herzegovina 94, Griechenland 92, Serbien 87, Kroatien 86, Ukraine 86, Polen 86, Belarus 84, Bulgarien 77, Lettland 76, Russland 75, Litauen 71, Ungarn 59, Estland 44, Tschechien 29. Hier fehlt nur Albanien, das jedoch nicht zum Land „ohne Kirchen, Diebe und Hunde“ wurde, wie es sein stalinistischer Diktator Enver Hoxha plante. Offiziell sind 59 Prozent der Albaner Muslime, vor allem die im Norden siedelnden Gegen, und 17 Prozent Christen, nämlich die südalbanischen Tosken. Tatsächlich ist das Land weithin areligiös, wie 1878 der Literat Pashko Vasa befand: „Der Glaube des Albaners ist das Albanertum.“ Das braucht weder Bibel noch Koran, es hält sich an den „Kanun“, das primitive Gewohnheitsrecht des 15. Jahrhunderts, das die Albaner zu Blutrache, Unterdrückung von Frauen, Fremdenhass und Clankultur (fis) verpflichtet.

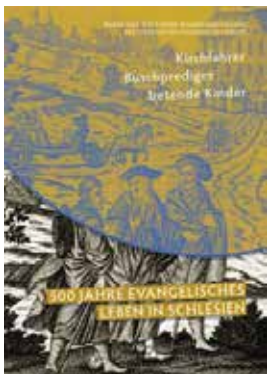
Ein Sonderfall ist Tschechien mit niedrigstem Gläubigenanteil, wunderbar für ein christlich geprägtes Land, wo ab 862 die Slawenapostel Kyrill und Method missionierten, wo im 15. Jahrhundert der Kirchenreformer Jan Hus wirkte, die Heimat des Philosophen Comenius, der im 17. Jahrhundert die weltberühmten Lehrbücher schrieb, auf denen das moderne Schulwesen aller Länder basiert. Heute rügt der tschechische Religionssoziologe Zdenek Vojtisek an seinen Landsleuten ihren „religiösen Analphabetismus“. Zwar sind im Land 38 Kirchen registriert, zumeist unbedeutende Sekten, die Vojtisek an Banden wie Boko Haram oder Al-Kaida erinnern. Anders als die „römischen“ Slowaken sind Tschechen traditionell antikatholisch: Sie haben in Osteuropa die höchsten Raten an Scheidung, Abtreibung etc., Hradschin und Vatikan unterhalten keine Beziehungen, seit 2000 ist der 6. Juli gesetzlicher Staatsfeiertag als Tag der Verbrennung von Jan Hus, die 1415 in Konstanz stattfand.

Vielleicht abgesehen von den Tschechen bewahrheitet sich für ganz Osteuropa der Satz, den Carl Friedrich von Weizsäcker äußerte: „Die tiefste Erfahrung des Menschen ist Gott.“

Wolf Oschlies (KK)

Reformation schlesischen Formats

Beitrag zum Gedenkjahr aus Görlitz



Mit der Wanderausstellung „Kirchfahrer, Buschprediger, betende Kinder. 500 Jahre evangelisches Leben in Schlesien“ und mit der Beteiligung an verschiedenen Programmen leistet das Schlesische Museum zu Görlitz einen Beitrag zum Reformations-Gedenkjahr. Die bereits von vielen evangelisch-augsburgischen Gemeinden ausgeliehene Präsentation wird zurzeit in Waldenburg (Wałbrzych) und auf dem Friedensplatz in Schweidnitz (Swidnica) gezeigt.

Die zahlenmäßig kleine Evangelisch-Augsburgische Kirche Polens – in Schlesien die Diözesen Wrocław, Katowice und Cieszyn – hat über das ganze Jahr hinweg mit mehreren Ver-

anstaltungen die Besonderheiten des lutherischen Glaubens und der schlesischen Kirchengeschichte vorgestellt. So etwa trafen sich im September 500 Gläubige in der Friedenskirche zu Jauer, um an den vor 20 Jahren geschlossenen Partnerschaftsvertrag zwischen der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg Schlesische Oberlausitz (EKBO) und der Diözese Breslau der Evangelisch-Augsburgischen Kirche Polens zu erinnern.

Auf Anregung des Bischofs der Diözese Breslau, Waldemar Pytel, wurde bei dieser Gelegenheit im Wald bei Konradswaldau (Kondratów), etwa vier Kilometer von Goldberg (Złotoryja) entfernt, ein Gedenkstein eingeweiht. Es handelt sich um ein Denkmal aus dem Jahre 1850, das den Standort einer Eiche würdigt, die im 17. Jahrhundert Treffpunkt für heimliche Gottesdienste und vor allem das Sakrament der Taufe gewesen war. Aus Anlass des Reformationsjubiläums wurde die von einem Blitzschlag zerstörte „Taufeiche“ restauriert. Die feierliche Segnung wurde von Bischof Pytel gemeinsam mit dem Berliner Bischof Markus Dröge vorgenommen, der bereits vorher in Jauer die Predigt gehalten hatte. Gemeinsam pflanzten die Geistlichen einen Eichenbaum. Die Andacht im Wald wurde von einem Posaunenchor aus dem Kirchenkreis Schlesische Oberlausitz und dem Gesang der Gemeindemitglieder von beiden Seiten der Neiße begleitet.

Zu einer weiteren Veranstaltung lud die Evangelisch-Augsburgische Gemeinde Lauban (Luban) gemeinsam mit ihren Partnern aus Deutschland in ihre Filialgemeinde Reichenau (Bogatynia) ein. Zum Programm gehörte ein Festakt zur Umbenennung der Kapelle auf dem evangelischen Friedhof in Evangelische Auferstehungskirche. Mit Unterstützung von Stiftern und Spendern aus Deutschland ist es der Gemeinde in den letzten Jahren gelungen, ihr Gotteshaus, die ursprüngliche Friedhofskapelle, zu sanieren und eine Gedenktafel einzuweihen.



Ein Stein für eine Eiche: Denkmal für den Ort heimlicher Gottesdienste bei Konradswaldau in Schlesien

Bild: Schlesisches Museum zu Görlitz

Heute gehört Bogatynia zur Woiwodschaft Niederschlesien. Dort hat sich eine kleine evangelische Gemeinde erhalten, die zunächst durch die verbliebenen Deutschen getragen wurde. Die Betreuung der Gemeinde oblag über Jahrzehnte hinweg den Pfarrern der polnischen Evangelisch-Augsburgischen Kirche aus Bad Warmbrunn (Cieplice). 2005 wurde in Lauban eine eigene Pfarrstelle eingerichtet, seitdem gehört Reichenau kirchlich zu Lauban.

Das Kulturreferat für Schlesien veranstaltete als Partner dieses Projektes gemeinsam mit der Gemeinde anschließend ein Seminar. Laut Dr. Annemarie Franke, der Kulturreferentin für Schlesien, ging es vorrangig darum, der Öffentlichkeit die Besonderheiten der Reformation in der Oberlausitz und die Beziehungen zu Schlesien nahezubringen. Als Referenten konnten Prof. Jan Harasimowicz aus Breslau, Margrit Kempgen von der Kirchlichen Stiftung Evangelisches Schlesien in Görlitz und Cornelius Stempel, Historiker aus Zittau, gewonnen werden. Ein Ausflug nach Zittau mit Besichtigung der großen Sonderausstellung „Ganz anders. Die Reformation in der Oberlausitz“ im Franziskanerkloster rundete das Programm ab.

(KK)

Von der heilsamen (Un-)Ruhe des Gemüts

Die Martin-Opitz-Bibliothek wird ihrem Namenspatron gerecht

Auch wenn es infolge von Umbaumaßnahmen voraussichtlich in der Martin-Opitz-Bibliothek Herne zu vorübergehenden Einschränkungen in der Benutzung und Ausleihe kam, fand das Veranstaltungsprogramm mit Lesungen und Vorträgen weiterhin statt. „Bücher bauen Brücken“ lautet das Motto, unter dem die Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek den Dialog zwischen Ost und West zu fördern sucht. Mit ihrem breiten Literaturangebot stellt sie der Öffentlichkeit Informationen über Geschichte und Gegenwart bereit.

Am 16. September war die Dorstener Autorin Edelgard Moers zu Gast im Hause. Die Erzählerin und Verfasserin zahlreicher Schulbücher für die Grundschule stellte ihren ersten historischen Roman vor: „Der Lutheraner“. Am Beispiel der Familie Embacher erzählt sie darin das Leben und die

Vertreibung der Salzburger Lutheraner im 18. Jahrhundert. Moers selbst ist eine Nachfahrin dieser Familie, deren Geschichte sie rekonstruiert und in ihrer 2002 erschienenen Monografie „Der Weg der Embacher – Eine Familiengeschichte über achtzehn Generationen im Kontext der sozialen und politischen Entwicklung“ (HW Verlag Dorsten) veröffentlicht hat. Ihre zuverlässigen familiengeschichtlichen Recherchen sind die Grundlage für diesen Roman, der durch genaue Kenntnis der geschichtlichen Hintergründe und Zusammenhänge besticht. Noch heute besteht an der Groß-Glockner-Straße der Hof des Embacher-Bauern, der bereits im 11. Jahrhundert Händlern und Pilgern als Herberge diente.

Am 19. Oktober bot Dr. Wolfgang Kessler in der MOB den Vortrag „Jauer: Stadt, Fürstentum und Kreis in Schlesien – Geschichte und Erinnerung“. Der Referent war von 1989 bis 2011 Direktor der Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek. Dr. Kessler hob in seinem Vortrag die wichtigsten Aspekte der Geschichte von Fürstentum, Kreis und Stadt hervor.

Eine slawische Siedlung namens Jawor wurde in Schlesien erstmals 1177 erwähnt, die Stadt Jauer erstmals 1242. 1278 wurde sie Sitz eines herzoglichen Vogtes, in der Folge Hauptstadt des Herzogtums, später Fürstentums Schweidnitz-Jauer (seit der Frühen Neuzeit auch des gleichnamigen Kreises), ohne allerdings je Residenzstadt gewesen zu sein. Nach dem Tod des letzten piastischen Herzogs erbt seine Nichte Anna von Schweidnitz, die Gemahlin Kaiser Karls IV., das Fürstentum. Nach ihrem Tod gelangte das Herzogtum 1368 an Annas Sohn, den böhmischen König Wenzel und damit an die Krone Böhmens und 1526 an das Haus Habsburg. In der Folge der Reformation überwiegend evangelisch,



Der ehemalige Leiter der Bibliothek und umso engagiertere Referent Wolfgang Kessler

Bild: Dieter Göllner

wurde der Stadt im Westfälischen Frieden der Bau der 1654/55 errichteten Friedenskirche gestattet (heute Weltkulturerbe). Seit 1741 preußisch, wurde das Fürstentum 1809 aufgelöst. Seit 1816 war Jauer Sitz des gleichnamigen, 1933 mit dem Kreis Bolkenhain vereinigten Landkreises. 1945 fiel Jauer mit Niederschlesien an Polen. Eine größere Gruppe von Jaueranern kam 1946 mit einem Transport nach Herne und gründete – unterstützt durch die 1951 von der Stadt Herne übernommene Patenschaft – die Heimatgruppe Jauer.

Gewürdigt wurde auch die Entwicklung dieser Gruppe und der Heimatstube. Hintergrund ist, dass beide zum Jahresende 2017 ihre Aktivitäten einstellen werden, nachdem sich die Heimatgruppe schon seit einigen Jahren wegen Überalterung in Auflösung befindet. Archiv und Buchbestand werden von der Martin-Opitz-Bibliothek übernommen. Die Veranstaltung soll einen Schlusspunkt unter fast 70 Jahre aktive Arbeit der eng mit der Stadt Herne verbundenen Heimatgruppe Jauer setzen. (KK)

Dome sind niemals fertig

Tagung der Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen über zwei unfertige Kleinode in Ost und West

Passend zur Thematik beherbergte die Domstadt Köln ein für Kunsthistoriker, Architekten, Denkmalpfleger und Restaurateure höchst interessantes Treffen unter dem Motto „Die Marienburg und der Kölner Dom – Denkmalpflege und Architekturvol-

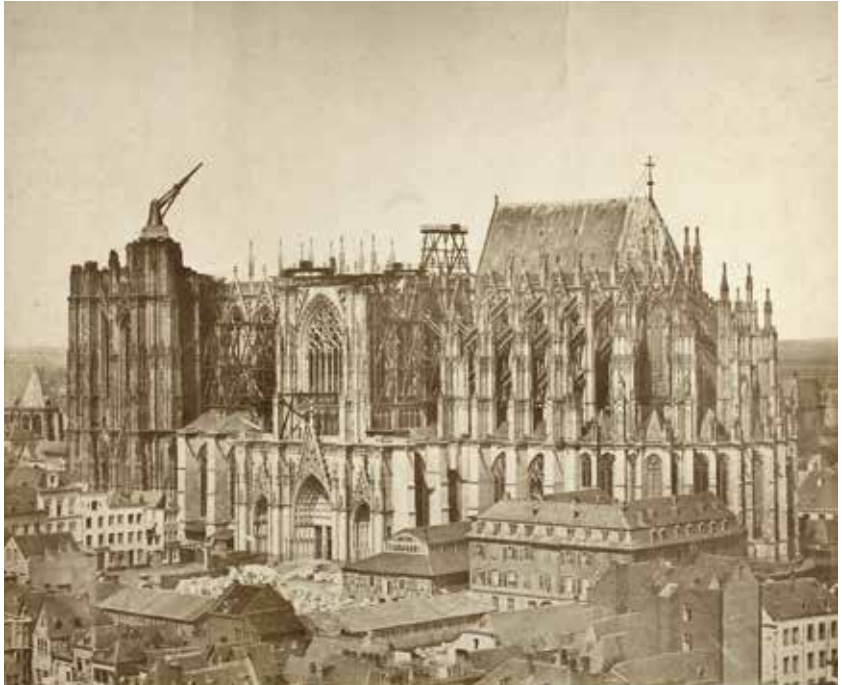
endung in der Romantik“. Mitveranstalter war das Deutsch-Polnische Forschungsinstitut am Collegium Polonicum Slubice, gefördert wurde die Tagung durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Nicht allein Gotteshaus, sondern Hort des preußisch-deutschen Patriotismus im 19. Jahrhundert – die Marienburg an der Nogat

Bilder: Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

*Vom Kölner
Dom heißt es,
wenn er fertig
ist, geht die Welt
unter. Die Gefahr
bestand weder
1855, wie unser
Bild zeigt, noch
besteht sie
heute – hofft
man zumindest*



Die Idee der modernen Denkmalpflege und damit verbunden der Wunsch, mittelalterliche Monumente wiederherzustellen oder zu vollenden, entstand an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Dabei spielten die aufkommende Frühromantik sowie der infolge der Französischen Revolution auch in Deutschland entstehende Patriotismus eine entscheidende Rolle. Bei der Marienburg an der Nogat im Osten des Reiches wurden diese Ideen 25 Jahre später erstmalig umgesetzt. Die Wiederherstellung der Marienburg markiert den Beginn der Denkmalpflege in Preußen bzw. in Deutschland. Sie eröffnete den Weg für die 1842 in Angriff genommene Fertigstellung des in der westlichsten Provinz gelegenen Kölner Doms als ein Symbol staatlicher und kultureller Einheit Deutschlands.

Aus Anlass des 200-jährigen Jubiläums des Restaurierungsbeginns in Marienburg und des 175-jährigen Jubiläums der Wiederaufnahme der Bauarbeiten am Kölner Dom wurden bei der Tagung die Wiederherstellung bzw. Vollendung dieser

Gebäude im Geist der Romantik aus aktueller Forschungsperspektive vorgestellt und diskutiert. Dabei wurden sowohl der politische und geistesgeschichtliche Hintergrund als auch die konkrete Arbeitsweise der frühen Denkmalpflege beleuchtet. Die wissenschaftliche Leitung der internationalen kunsthistorischen Fachtagung lag bei Professor Dr. Christofer Herrmann, der an der Universität Danzig/Gdansk lehrt und derzeit an der TU Berlin tätig ist.

Im Rahmen der Sektion „Marienburg“ referierten Professor Dr. Udo Arnold aus Bad Münstereifel zum Thema „Der Deutsche Orden und der preußisch-deutsche Patriotismus im 19. Jahrhundert“ sowie Professor Dr. Bernhart Jähniß aus Berlin über „Theodor von Schön als Initiator der Wiederherstellung der Marienburg“. Dr. Kazimierz Pospieszny aus Marienburg/Malbork sprach über „Die Bedeutung der Bauforschung in der Restaurierung des Marienburger Hochmeisterpalastes 1817–1925“, und Justina Lijka aus Marienburg/Malbork behandelte das Thema

„Im Dienst der Idee. Die Ansichten des Marienburger Schlosses des Danziger Vedutenmalers Johann Carl Schultz aus der Zeit der romantischen Restaurierung“. Ebenfalls zu diesem Themenkreis hielt Izabela Brzostowska aus Thorn/Torun den Vortrag „Der Restaurierung zweiter Teil – Die Marienburg unter Konrad Steinbrecht“. Beiträge zur Sektion „Architekturvollendung und frühe Denkmalpflege im 18./19. Jahrhundert“ boten unter anderem Dr. Rita Mohr de Pérez aus Berlin, die über „Die Restaurierung des Magdeburger Doms in der Frühzeit staatlicher Denkmalpflege“ referierte, und der Architekt Petr Chotebor aus Prag, der „Die Vollendung des Prager Doms“ beleuchtete. Auch der Vortrag „Die romantische Wiederherstellung der Mari-

enburg ab 1817 – 200 Jahre Denkmalpflege in Deutschland“ von Professor Dr. Christofer Herrmann gehörte zu dieser Sektion.

Im Rahmen des dritten Themenblocks „Der Kölner Dom“ referierten Professor Dr. Stefan Samerski aus Berlin („Die preußischen Könige und der Weiterbau des Kölner Doms im Spannungsfeld zwischen Preußen und den Rheinlanden“), Michael H. G. Hoffmann aus Köln („Vorgeschichte und Gründung des Zentralen Dombau Vereins Köln“) sowie Elmar Scheuren aus Königswinter („Auf der Suche nach dem richtigen Stein – Ernst Friedrich Zwirner, der Dom und der Drachenfels“) und Dr. Thomas Schumacher aus Köln („Die Kölner Dombauhütte im 19. Jahrhundert“).

Dieter Göllner (KK)

Typen und Topoi

Sonderausstellung „Typisch schlesisch!?“ in Königswinter

„Typisch schlesisch!?“ Der Titel der neuen Sonderausstellung im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott hat es in sich. Wie Helmut Herles, Chefredakteur a. D. des Bonner „General-Anzeigers“, bei der Vernissage betonte, passen das Ausrufezeichen und das Fragezeichen bestens zum Inhalt der Präsentation. Hinzu kommt der Untertitel „Regionalbewusstsein und schlesische Identitäten“, der vorab als eine mögliche Antwort auf die vielen Fragen gilt, die diese Thematik aufwirft. „Was ist wirklich typisch schlesisch oder was fungiert nur als Klischee?“ „Ist es der Mohnkuchen und die Wellwurst, oder doch eher die Schneekoppe und Rübezahl, die das Schlesische ausmachen?“ Weniger kulinarisch, doch eher intellektuell betrachtet, findet auch die viel gerühmte „Schlesische Toleranz“ ihren gebührenden Platz. Wichtig ist übrigens auch herauszufinden, ob sich jeder, der in Schlesien geboren wurde oder heute dort lebt, mit der Region identifiziert.



Ebenso emblematisch wie die selbstsprechende Vereinsfahne auf der gegenüberliegenden Seite, allerdings am Gegenpol all der Topoi, die man als „typisch schlesisch“ rubriziert, ist die Erinnerung an den Weberaufstand, dessen Käthe Kollwitz in einem Zyklus verzweifelt liebevoll gedacht hat

Bild S. 12: der Autor;
Bild S. 13 siehe S. 23



Wichtig sind auch die Kernfragen: „Wo ist Schlesien?“ sowie „Wer ist Schlesier und was macht ihn dazu?“

Um all diesen und vielen weiteren Fragen Rechnung zu tragen, hat die Ausstellungskuratorin Silke Findeisen Facetten des typisch Schlesischen aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet. Informative Bild- und Texttafeln, verschiedene Exponate aus den hauseigenen Sammlungen sowie eine Hörstation und ein Mitmach-Tisch geben den Besuchern die Möglichkeit, sich mit dem Thema intensiv auseinanderzusetzen. Die Ausstellungsstücke zeigen, was alles schlesisch ist oder sein kann, wer sich als Schlesier fühlt oder fühlen könnte und welche Rolle die regionale Herkunft wie auch der Wohnort für die eigene Identität spielen können.

Bei der Vernissage betonte Prof. Dr. Michael Pietsch, Präsident des Vereins Haus Schlesien, dass die Frage nach der eigenen Identität jeden von uns, über das ganze

Leben hinweg, verfolgt. Antworten gibt es viele. Auf der Suche nach identitätsstiftenden Aspekten für die Schlesier von früher und heute stellt sich heraus, dass zwar die globale Welt häufig das Typische verwischt, aber dennoch die statische Landschaft erhalten bleibt. Nicola Remig, Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums, erinnerte in ihrer Ansprache an die bisherigen Ausstellungen des Hauses. Die aktuelle Schau stelle eine weitere Stufe dar, die nicht nur das Schicksal der Vertriebenen einbezieht, sondern auch die heute in Schlesien lebenden Menschen zu Wort kommen lässt.

Die musikalische Begleitung der Ausstellungseröffnung im Eichendorff-Saal hatte Hubert Vendel aus Köln übernommen, der am Gerhart-Hauptmann-Flügel des Hauses Improvisationen zu Liedern aus Schlesien bot. Bei bekannten Liedern wie etwa „Und in dem Schneegebirge“ aus der Glatzer Region und „Glückauf, Glückauf,

der Steiger kommt“ aus Oberschlesien war Mitsingen angesagt.

Um den Besuchern möglichst viele unterschiedliche Perspektiven zu bieten, verlegte man sich auf die Zusammenarbeit mit polnischen Partnerinstitutionen. Als Kooperationspartner konnten das Muzeum Karkonoskie (Riesengebirgsmuseum) in Hirschberg, das Muzeum Ziemi Lubuskiej (Museum des Lebusener Landes) in Grünberg, das Muzeum Powiatowe (Kreismuseum) in Neisse, das Muzeum Ziemi Prudnickiej (Museum des Neustädter Landes) in Neustadt und das Muzeum Powstan Śląskich (Museum der schlesischen Aufstände) in Schwientochlowitz gewonnen werden. Zur Ausstellung, die vom Land Nordrhein-Westfalen finanziell gefördert wird, ist eine zweisprachige Begleitbroschüre erschienen, die im Haus Schlesien zum Preis von 5 Euro zu erwerben ist.

Das Ziel der Ausstellung ist, Denkanstöße zu bieten und sich nicht zuletzt auch mit der Frage auseinanderzusetzen, inwieweit die Bewohner Schlesiens sich „ihrer Region“ zugehörig fühlen und fühlen. Eingegangen wird auch auf Klischees, Meinungen und Vorurteile, politische und kulturelle Identitäten, die Gemeinsamkeiten und die

Unterschiede zwischen „alten“ und „neuen“ Schlesiern aufzeigen. Die zweisprachige Ausstellung verfolgt mit dem binationalen Ansatz die Absicht, in Deutschland bzw. Polen die Sichtweise der jeweils Anderen zu verdeutlichen und somit zur Verständigung beizutragen.

Von des Pankrätius Vulturinus Charakterisierung der Schlesier als „heiteren Gemüts“ und „voller Liebe zur Heimat“ über Goethes „zehnfach interessante[s] Land, [...] das ein sonderbar schönes, sinnliches und begreifliches Ganzes macht“, von der viel gerühmten „Schlesischen Toleranz“ und der oft zitierten „Schlesischen Brückenlandschaft“ bis hin zur „Euroregion Schlesien“ vermitteln solche Beschreibungen und Schlagworte den Eindruck einer klar umgrenzten Region, eines einheitlichen Charakters seiner Bewohner und eines kollektiven regionalen Zugehörigkeitsgefühls.

Die Sonderausstellung „Typisch schlesisch!?“ ist im Haus Schlesien von Königswinter-Heisterbacherrott bis Ende Februar 2018 zu besichtigen. Bis dahin ist ein breit gefächertes Begleitprogramm mit öffentlichen Führungen, Lesungen und einer Tagung geplant.

D. G. (KK)

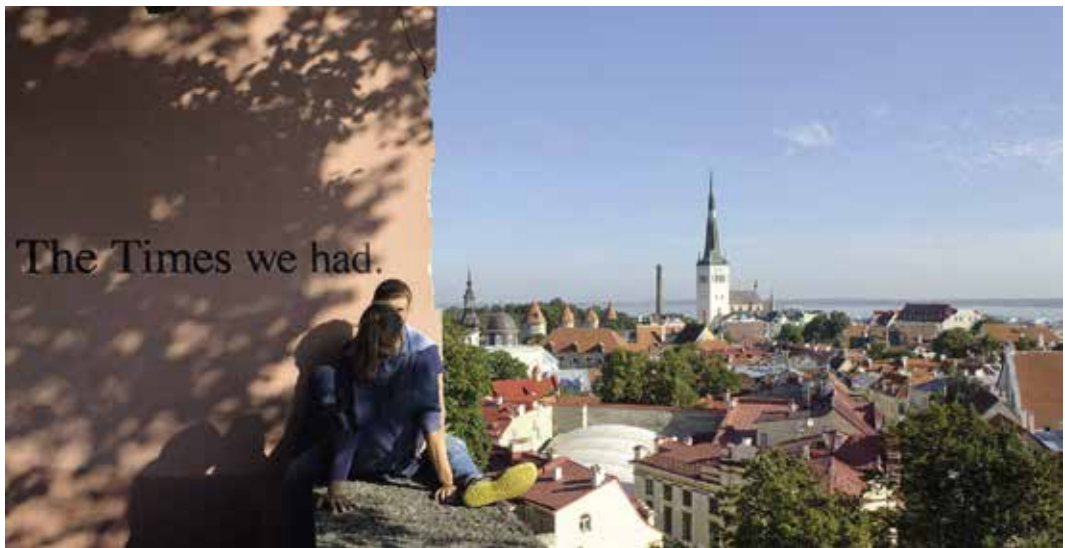
Kultur fördert Geselligkeit

Und umgekehrt: Deutschbaltisch-Estnische Tage Domus Revaliensis

Wie in jedem Jahr begannen auch die 13. Deutschbaltisch-Estnischen Kulturtage mit der Festveranstaltung am Freitag im Spiegelsaal der Wissenschaftlichen Akademie auf dem Domberg (es ist das ehemalige Haus der Familie von Ungern-Sternberg, Sitz der Deutschen Kultur selbstverwaltung in der Zwischenkriegszeit). Zwei hervorragende Vorträge über August von Kotzebue erfreuten die Zuhörer. Den ersten hielt Dr. Otto-Heinrich Elias, Vaihingen, Deutschland, über seine Stellung in der estnischen

und deutschen Literaturgeschichte. Dr. Maris Saagpakk, Estland, sprach über Kotzebue und die Anfänge des estnischen Theaters. Viele Gäste aus Estland und Deutschland lauschten aufmerksam den sich gut ergänzenden Ausführungen beider Referenten.

Besonderen Glanz brachte der deutsche Botschafter in Estland, Christoph Eichhorn, durch seine Anwesenheit in die Veranstaltung. Er sprach freundliche Worte zu der



Die Schrift an der Wand weist in die Vergangenheit, die Stadtlandschaft Revals und zwei seiner Bewohner aber aufs Freundlichste in die Zukunft

Bild: Wikimedia Commons

versammelten Gesellschaft. Der anschließende Empfang bot den Gästen Gelegenheit, sich über das Gehörte auszutauschen.

Am Samstag fand die Kranzniederlegung am Denkmal für das Baltenregiment im Vorhof der Akademie statt. Deutschbalten haben vor Jahren, durch eine große Sammelaktion, diesen Gedenkstein finanziert. Es war erfreulich, zu hören, dass Bundespräsident Steinmeier, der eine Woche zuvor Reval besucht hat, einen Kranz am großen Freiheitsdenkmal niedergelegt hat.

Anschließend begaben sich die Teilnehmer erneut in den wunderschönen Spiegelsaal der Akademie der Wissenschaften, um das Konzert zu genießen, das Alo Poldmäe, Musikwissenschaftler aus Dorpat/Tartu, mit erstklassigen estnischen Musikern zusammengestellt hatte und vortrug (Olga Voronova, Violine, Diana Liiv, Klavier, Iris Oja, Gesang). Gespielt wurden Stücke von estnischen und deutschbaltischen Komponisten. Am Nachmittag besichtigte eine größere Gruppe von Teilnehmern die Nikolai-Kirche mit dem berühmten Totentanz von Bernt Notke aus Lübeck

und vielen musealen Gegenständen und Gemälden der deutschbaltisch-estnischen Geschichte. Die Kirche ist zu einem Museum umgestaltet worden.

Der Abend gehörte der geselligen Begegnung. Bei einem Buffet erfreute die Pianistin Tiit Lell die Gäste mit wunderbarer Hintergrundmusik. Esten, Angehörige der deutschen Minderheit, Russen und Besucher aus Deutschland unterhielten sich lebhaft in besonders schöner Umgebung. In der Heiliggeist-Kirche gab Pastor Gustav Piir den Anwesenden am Sonntag das Wort Gottes mit auf den Weg. Zudem erklärte er die vielen historischen Kostbarkeiten im Gotteshaus, besonders den Altar von Bernt Notke.

Den Abschluss der 13. Domus-Revaliensis-Tage 2017 bildete, wie in den Jahren zuvor, die Busfahrt über Land. Besucht wurde das ehemalige Gut von August von Kotzebue – Koue. Es gehört heute dem Sohn von Jan Kross, dem bekanntesten estnischen Schriftsteller, der es liebevoll restauriert hat und es als Tagungsstätte und Restaurant nutzt. In Kose/Kosch wurde die Kirche

und auf dem Friedhof das Grab von Augusts Sohn Otto von Kotzebue und seiner Frau Amalie besucht. Andere prominente Deutschbalten ruhen ebenfalls dort.

Zwei weitere Güter lagen an der Ausflugsstrecke. Ravila/Meks ist von einem Ehepaar gekauft worden, das eine Seminar- und Begegnungsstätte im Gebäude plant, die noch nicht fertig ist. Uuemoisa/Neuhof befindet sich in besonders schlechtem Zu-

stand. Ein sehr großes Gutshaus, mit einer wunderschönen Parkanlage, umgeben von großen, alten sowjetischen Plattenbauten. Momentan wird es als Schule genutzt.

Die 13. Domus-Revaliensis-Tage 2017 wurden gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien, der besonderer Dank für die dabei gewonnenen Eindrücke gilt.

Babette von Sass (KK)

Würden doch alle Gebote so eingehalten

Ellinger Ausstellung in Allenstein: 500 Jahre Reinheitsgebot – Bier und Brauereien in Ostpreußen

In den Räumen der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit im Haus Kopernikus hat das Kulturzentrum Ostpreußen aus Ellingen die Ausstellung „500 Jahre Reinheitsgebot – Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute“ eröffnet. Die zahlreichen Gäste konnten bei der Vernissage regionale Bierspezialitäten verkosten.

Dazu begrüßte Krystyna Płocharska, die

Vorsitzende der Allensteiner Gesellschaft Deutscher Minderheit, Wolfgang Freyberg, den Direktor des Kulturzentrums Ellingen, der für die zweisprachige Ausstellung verantwortlich zeichnet. Sie freute sich, dass die Wanderausstellung erstmals in Polen, nun in Allenstein gezeigt werde.

Anwesend war zudem Domherr André Schmeier, der römisch-katholische Seelsorger der deutschen Volksgruppe in der



Wovon das Plakat kündigt, das ist weit aus griffiger, sobald es auf Flaschen gezogen wird – und schmackhafter erst recht: Wolfgang Freyberg aus Ellingen (rechts) und Otto Tuschinski aus Allenstein

Bild: der Autor

Archidiözese Ermland, für die deutsch-polnische Übersetzung sorgte Deutschlehrer Dawid Kazanski.

Wolfgang Freyberg ging in seiner Einführung auf die Schwierigkeiten ein, Belege zu finden, mit denen sich eine Alltagsgeschichte wie die des Bieres historisch darstellen lasse. Allerdings sei es erstaunlich, welche Gegenstände gesammelt werden und mit welcher Freude diese Sammler dann ein derartiges Unternehmen unterstützten. So konnte zu den teilweise bis zu 100 Jahre alten Fotodokumenten aus Archivbeständen des Kulturzentrums eine große Anzahl von Bierdeckeln, Brauereiaktien, Flaschenverschlüsse und Werbung für Bier aller Art in die Schautafeln eingearbeitet werden. Vor allem bei Flaschenetiketten aus der Zeit vor 1945 handelt es sich um hochwertige grafische Werke, die sich bis in die Gegenwart weiterentwickelt haben.

In Ostpreußen hat das Braugewerbe eine lange Tradition. Seit dem Mittelalter stand das Bierbrauen im Preußenland in hoher Blüte und entwickelte sich mit der Entstehung der Städte. Auf den 32 farbig gestalteten Tafeln mit Beschriftung in deutscher und polnischer Sprache ist die Geschichte der wichtigsten Braustätten sowie die Entwicklung der früheren Hausbrauereien mit den am Grundstück verankerten Braurechten mit zahlreichen historischen Fotos und Ansichtskarten beschrieben.

Gerade in Königsberg musste man ein entsprechendes Grundstück besitzen, um Bier herstellen zu können. Um 1750 gab es dort 253 derartige Grundstücke, 1781 existierten 224 Brauhäuser, die bis 1855 auf 30 zusammenschmolzen. Beschrieben sind die Brauereien Ponarth, Schönbusch und Ostmark, ferner Wickbold und Hufen.

Aber nicht nur auf die Hauptstadt Ostpreußens konzentrierte sich das Brauwesen: Kinderhof in Gerdauen, Bürgerliches Brauhaus in Insterburg, Vereinigte Brauereien Gumbinnen, Memeler und Tilsiter Actien-Brauerei sowie weitere Betriebe in Heiligenbeil, Labiau, Fischhausen, Palmnicken, Eydtkuhnen, Frauenburg, Heilsberg und Osterode hatten zumindest einen Bierhersteller.

Ein weiteres Kapitel ist der „Bierstadt“ Elbing gewidmet, die im 14. Jahrhundert 150 Braustätten zählte. Dort wird die Geschichte der Brauerei Englisch Brunnen, wohl einer der bekanntesten Betriebe dieser Sparte, ausführlich erläutert. Die Vorstellung der Bergschlösschen-Brauerei in Braunsberg und der Waldschlösschen-Brauerei in Alenstein runden das Thema ab.

Viele dieser Braustätten sind in den Kriegswirren verschwunden, aber einige von ihnen existieren noch in den alten Mauern. Švyturyš-Utenos alus ist die ehemalige Memeler Actien-Brauerei. Sie ist die größte Brauerei Litauens und hat mit „Memelbräu“ ein Traditionsbier im Angebot. Die ehemalige Ostmark-Brauerei in Königsberg, die der Heineken-Gruppe aus den Niederlanden gehört, braut Bier mit dem Namen „Königsberg“, und auch in Elbing ist die der gleichen Unternehmensgruppe angehörende Elbrewery aktiv.

In die zu dieser Ausstellung erschienene Begleitbroschüre wurden die vielen Sammlerstücke in einer Neuauflage eingearbeitet. Die Publikation kann beim Kulturzentrum Ostpreußen, Schlossstraße 9, 91792 Ellingen, Telefon 09141-86440 oder unter info@kulturzentrum-ostpreussen.de für 8 Euro zuzüglich Versand erworben werden.

M. Fritsche (KK)

Meistgehasst und hochgeachtet

Rainer Bendel, Hans Jürgen Karp: Bischof Maximilian Kaller 1880–1947 – Seelsorger in den Herausforderungen des 20. Jahrhunderts, Aschendorff Verlag, Münster 2017, 350 S., 24,80 Euro

Rechtzeitig zum 70. Todestag von Maximilian Kaller, dem letzten deutschen katholischen Bischof der ostpreußischen Diözese Ermland, erschien seine Biographie. Autoren sind Professor Rainer Bendel (Tübingen), der schon die Geschichte von Hochschule und Priesterseminar in Königstein geschrieben hat, und Hans Jürgen Karp, der frühere stellvertretende Direktor des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung (Marburg) sowie langjährige Vorsitzende des Historischen Vereins für Ermland. Beide konnten auf eigene und andere Vorarbeiten zurückgreifen. In zehn Kapiteln schreiben sie über Prägungen, Rügen – Neuland für die Seelsorge, Herausforderungen in der Großstadtseelsorge in Berlin, Kallers Zeit als Prälat in der Apostolischen Administratur Tütz-Schneidemühl, als Bischof der ostpreußischen Diözese Ermland bis 1933, seine harten Auseinandersetzungen mit dem Nationalsozialismus und dem Krieg, sodann die Suche nach neuen Aufgaben, schließlich die Arbeit als päpstlicher Sonderbeauftragter für die deutschen Heimatvertriebenen und die Erfüllung des päpstlichen Auftrags.

Maximilian wurde als zweitältestes von acht Kindern einer Kaufmannsfamilie im zweisprachigen oberschlesischen Beuthen geboren, verlor im Alter von 16 Jahren seine Mutter und wurde als knapp 23-Jähriger 1903 in Breslau zum Priester geweiht. Wie seine Biographen betonen, schwamm der „stets unruhige Seelsorger“ von Anfang an nicht im kirchlichen „Mainstream“.

Als Pfarradministrator auf Rügen vergrößerte er als „Bahnbrecher nachgehender moderner Seelsorgemethoden“ die Zahl der Kirchgänger, kümmerte sich mit seinen polnischen Sprachkenntnissen um die rund 3000 polnischen Saisonarbeiter – die wandernde Kirche – und baute schließlich ein größeres Gotteshaus. Er erkannte die Notwendigkeit des Laienapostolats wie der Caritas. Kein Wunder, dass Kaller nach zwölf erfolgreichen Jahren auf Rügen als Pfarrer von St. Michael nach Berlin berufen wurde.

„Das Leben in der Hauptstadt war geprägt von heftigen Pendelschlägen zwischen Inflation, mannigfaltigen kulturellen Experimenten, den vier oder fünf goldenen Jahren und höchster sozialer Not.“ Nach Meinung von Nuntius Pacelli wurde Kaller von 1917 bis 1926 für Berlin „eine der wertvollsten Kräfte“. Mitten im Urlaub erfuhr er, dass er zur Leitung der Apostolischen Administratur Tütz-Schneidemühl bestellt worden war. Somit gehörte er auch der Deutschen Bischofskonferenz an und wurde als Jüngster Sekretär des Vorsitzenden. Dazu gehörte das Aufsetzen der Protokolle. Presseapostolat, Caritas, Trinkerfürsorge und Jugendarbeit waren für den Administrator, der für Gläubige und Priester ein ungewohntes Tempo vorlegte, die wichtigsten Aufgaben. Seine ausgleichende Haltung auch gegenüber polnisch eingestellten Geistlichen brachten ihm damals „hohes Ansehen“ auch beim polnischen Primas Kardinal Hlond ein, das sich allerdings 1945 leider nicht auswirkte.

1930 mit knappster Mehrheit zum Bischof des ostpreußischen Ermlands gewählt, setzte er schnell eigene Akzente: Förderung der Jugendbewegung, mehr Wallfahrten, Gründung des Ermländischen Kirchenblattes, Bau eines neuen Priesterseminars, Katholische Aktion und Caritas, um den Auswirkungen der wegen der Weltwirtschaftskrise wachsenden Arbeitslosigkeit zu begegnen. Auf der Diözesansynode 1932 warnte er vor dem heraufziehenden

Nationalsozialismus, fiel dann aber nach der Machtergreifung auf ihn herein. Bendel und Karp nennen den Grund dafür, den er einem Freunde anvertraute: Nuntius Orsenigo habe dazu aufgefordert, die neue Regierung zu unterstützen. Nie mehr werde er ihm trauen. Spätestens im Sommer 1934 gestand Kaller seinen Irrtum ein, als einziger deutscher Bischof bekannte er sich nach 1945 zu seinem Fehler. Auf Wallfahrten bezeichnete er sich selbst als geistlichen Führer wie Christus und wurde so bei den Nazis zum bestgehassten katholischen Bischof neben Graf von Galen in Münster. Die Auseinandersetzungen mit den Nazis erreichten immer neue Höhepunkte, nicht zuletzt wegen der Eliminierung der polnischen Sprache, die der Bischof lange zu verhindern suchte.

Bei der Einschätzung der Persönlichkeitsstruktur Kallers verzichteten die beiden Historiker auf eine eigene Wertung und ziehen sich auf das Zitieren von Kritikern zurück. Dabei werden Unterschiede deutlich. Am Anfang des Buches gilt Kaller als „gewandter Redner“, der sogar Standing Ovationen erhält. Weiter im Text ist dann von feurigen Aufrufen die Rede, und zuletzt heißt es, Kaller, der gern und oft predigte, sei kein rhetorisches Genie gewesen. Was nun stimmt, können nur die bezeugen, die ihn selbst gehört haben. Der Rezensent, der von Kaller noch gegen Kriegsende gefirmt wurde, kann sich an langweilige Reden nicht erinnern.

Dreihundert Flüchtlinge waren 1945 im Bischofshaus, als Kaller gegen seinen Willen von der SS abgeholt und nach Danzig gebracht wurde, da die Ermländer nicht auf die Flucht gehen wollten, solange ihr Bischof da blieb. Er hatte erklärt, Frauenburg nicht verlassen zu wollen.

Nun folgt ein enttäuschendes Kapitel zu einem für den Bischof und auch die Geschichte der deutsch-polnischen Kirchenbeziehungen folgenreichen Ereignis. Mit einem Handwägelchen, meist zu Fuß und mit einer eigenen Konzeption, wie es mit polnischer Hilfe im Bistum weitergehen sollte, hatte sich Kaller im August 1945 von Halle aus zurück ins Ermland begeben. Der polnische Primas Kardinal Hlond zwang ihn unter Vortäuschung falscher Tatsachen, auf die Jurisdiktion zu verzichten. Kaller berichtete darüber nach Rom. 17 Zeilen zitieren die Biographen aus diesem Schreiben. Bendel und Karp verzichten aus unerfindlichen Gründen darauf, die bekannten näheren Umstände der Begegnung Hlonds

und Kallers in Pelplin zu benennen. Kaller wurde ausgewiesen und „reiste“ mitnichten, sondern verließ Pelplin und Ostpreußen weinend auf einem Lastwagen. Der Begriff „Ausweisung“ steht zwar in der Überschrift des Kapitels, aber nicht im Text. Genausowenig geschildert wird, dass der polnische Kardinal sich später in einem Brief bei Pius XII. für sein Vorgehen gegenüber den ostdeutschen Prälaten entschuldigt hat. Der Brief ist vorhanden. Der Papst hatte inzwischen mit Blick auf Kallers Rücktritt erklärt: „Das habe ich nicht gewollt.“

In den Schlusskapiteln der Biographie geht es um die Bestellung von Kaller zum Päpstlichen Beauftragten für die deutschen Heimatvertriebenen, also zum Vertriebenenbischof. Ein eigener Abschnitt beschäftigt sich mit dem Verhalten von Kallers Mitbrüdern in der Deutschen Bischofskonferenz. Unsensibel baten sie den schwer Geprüften bei der ersten Konferenz nach dem Krieg, die Protokollführung zu übernehmen, was er aus Altersgründen ablehnte. Seine Bitten, in Mitteldeutschland firmen zu dürfen, wurden nicht beantwortet. Sein Antrag, man möge 1946 das Vertriebenenthema behandeln, fand außer in einem Unterpunkt keine Berücksichtigung. Seine dringenden Mahnungen, dass Priester für die Heimatvertriebenen nach Mitteldeutschland geschickt würden, fanden so gut wie kein Gehör. Die Bischöfe wollten keine Sonderseelsorge für die Ostdeutschen. Als Rom für Kallers Arbeit zwei Millionen Reichsmark überwies, sorgte der Paderborner Erzbischof Jaeger dafür, dass er das Geld nicht bekam, es ging an das Diasporakommissariat der deutschen Bischöfe.

Kaller regte vergeblich die Gründung einer zentralen Auswanderungsstelle an, die Heimatvertriebenen in Übersee eine neue Existenz ermöglichen sollte. Er selbst – auch das wird im Buch nicht erwähnt – schickte den ermländischen Geistlichen Geo Grimme nach Lateinamerika, das Terrain zu sondieren.

Ein deutliches Defizit ist das Fehlen von Personen- und Ortsregister, einer lesbaren Karte – die beiden in den Text eingeblendeten Karten sind für Unkundige nichtssagend. Erfreulich sind die Fotos. Vermisst wird ein Schlusskapitel mit der heutigen Sicht der Polen auf den deutschen Bischof. Seine Büsten befinden sich in seiner Kathedrale in Frauenburg/Frombork und der heutigen Bischofskirche in Allenstein/Olsztyn. Die Polen boten die Überführung von Kallers

Leichnam aus Königstein in die Bischofsgruft nach Frauenburg an und sind offiziell an dem 2003 eröffneten Seligsprechungsprozess beteiligt.

Norbert Matern (KK)

Sie haben die Soutane nicht nach dem Wind gedreht

Archiv für schlesische Kirchengeschichte. I. A. des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte hg. von Rainer Bendel. Band 73, Aschendorff Verlag, Münster 2015, 405 S., 29,90 Euro

Dieses Jahrbuch trat 1936 in Breslau unter der Ägide von Kardinal Bertram an die Öffentlichkeit, erstand nach dem Zweiten Weltkrieg im Westen neu und besaß immer qualifizierte Leiter. Der jetzige Herausgeber arbeitet als Professor an der Universität in Tübingen und ist – anders als seine Vorgänger – nicht katholischer Geistlicher.

Den Hauptteil des Bandes bilden 16 Aufsätze, davon vier aus der Feder polnischer Autoren. Die meisten Texte zeigen das Leben ostdeutscher Priester im 19. Jahrhundert, das ideen- und verhaltenmäßig weit ins 20. Jahrhundert hineinreichte, „letztlich bis zum Beginn des ersten Weltkrieges und dem Zusammenbruch der alten Mächte in Mitteleuropa“ (Bendel). Rainer Bendel behandelt einleitend das Rahmenthema „Der Seelsorgeklerus in den Auseinandersetzungen mit den Zeitströmungen des 19. Jahrhunderts“, Tobias Norbert Körfer schreibt über „Priester im Kulturkampf in oberschlesischen Gemeinden im Vergleich“ und Hans-Georg Aschoff über „Priester in der norddeutschen Diaspora des 19. Jahrhunderts“.

Der vom Thema her relevante Aufsatz „Priesterbilder im oberschlesischen Industriegebiet zur Zeit des Kulturkampfes“ schwächelt nicht unerheblich, da der Fokus auf nur zwei Geistliche gerichtet ist, der Text eine klare Strukturierung vermissen lässt und die Sprache als abgehoben verkomplizierend erscheint. Paul Mais Beitrag „Breslauer Priester im Bistum Regensburg im 19. und 20. Jahrhundert“ bietet dafür erfreulich viele Personalien, und Michael Hirschfelds Abhandlung „Der soziale Pfarrer – Schlesien

und Westfalen im Vergleich“ („Branntweinpest“ und „Mäßigkeitsvereine“ Diepenbrock und Ketteler) ist zu begrüßen. Die Erweiterung des Jahrbuches über schlesische Themen hinaus ist bekundet durch die Aufnahme zweier Beiträge polnischer Verfasser, die das Bistum Ermland bzw. Westpreußen betreffen.

Drei Tagungsberichte und einige Mitteilungen des herausgebenden Instituts sowie Zusammenfassungen in polnischer Sprache runden den Band ab. In summa: Ein umfangreiches, der Beachtung und der Lektüre wertiges Buch, das leserfreundlich auf gutem Papier gut gedruckt ist. Dem kombinierten Orts- und Namensregister sollte man freilich kein Vertrauen schenken.

Hans-Ludwig Abmeier (KK)

Von der Leichtigkeit der Sehnsucht und der Schwierigkeit, darüber zu schreiben

Heidrun Hamersky, Ilse Hehn und Wolfgang Schlott (Hg.): „Die Sehnsucht, die ist mir so leicht“. Schreiben im Exil. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2016, 19,90 Euro

Schreibt man in der Fremde in einer „vom Exildolch kastrierten Sprache“ oder landet man im „Schweigen ohne Heimat“, fragt sich Ruxandra Niculescu. Wird man zum „buchstabenkrämer dichter“, zum „phrasendrescher reimerling“ oder verkommt man zum „reimeschmied schmierer schreiber“, oder gar zum „tintenfresser wortverdreher“, was auf Sorbisch „škrabak tıntıžrack“ heißen muss, so sinniert Timo Meskank. In der neuen Anthologie wird dies erkundet und noch viel mehr.

Der Band vereint 48 Autoren unter dem verkürzten Zitat von Balthasar Waitz, allesamt Mitglieder oder frühere Mitglieder des Exil-P.E.N., darunter bekannte Namen wie Hans Bergel, Ilse Hehn, Horst Samson, Dieter Schlesak und Hellmut Seiler, aber auch Neuentdeckungen, die überraschen. Die Heimatländer sind breit gefächert, da ist Iran vertreten und Syrien, Polen und Vietnam, Tschechien bzw. die Tschechoslowakei und Serbien, Russland oder gar noch die Sowjetunion, Togo, natürlich die Bundesrepublik, aber die meisten Autoren kommen wohl aus Rumänien.

Für die Anthologie haben alle jeweils Prosa oder Gedichte beigetragen in einer thematisch bunten Reihe, die sich als die alphabetische entpuppt. Die Texte gehen von Sehnsuchtsgedichten bis zu sehr persönlichen Briefen, Revolutionsschilderungen, Auszügen aus Romanen, aus Biografien, geografischen Verortungen bis zu Schilderungen mit viel pittoreskem Lokalkolorit. Manchmal wird die neue Heimat mit der alten verbunden, wie es Shala Agapour in „Teheran Berlin“ macht. Manchmal wird Heimat hervorgeholt, evoziert und eindringlich geschildert, wie bei Balthasar Waitz. Einen eigenen Reiz haben die Mundartgedichte von Dieter Schlesak oder Hellmut Seiler, die auch ihr hochdeutsches Äquivalent haben, zumal wenn wie bei letzterem die Sehnsucht nach Afrika ins Siebenbürgisch-Sächsische heruntergebrochen wird. Wolfgang Schlott hingegen wendet sich einem universellen Problem zu in seinem Tagebuch „Fukushima“.

Es gibt wunderschöne Gedichte darunter, bittere Satiren wie die von Grigory Kroshin oder Boris Samyatin, und schöne Geschichten, die zuweilen märchenhaft anmuten, wie „Die drei Tode des Prinzen“ von Hans Bergel. Politische Statements ebenso wie die Geschichte einer Überlebenden, „Acht weiße Rosen“ von Herbert Somplatzki oder „Zehn Kreuze“ über den tschechoslowakischen Gulag von Jiri Loewy, sie wechseln sich ab mit hübschen Tiergedichten, beispielsweise „Der Froschkönig“ oder die „Schneckenhochzeit“ von Ljubiša Simic oder aber mit den „Langen Betrachtungen über das Schlachten von Karpfen“ von Horst Samson.

Ein bunter multikultureller Flickenteppich ist diese Anthologie geworden im pittoresken Sinne des Wortes, und sie reicht von Teheran nach Berlin, von der „Revolution in einem winzigen Zimmer“ in Aleppo bis nach Temeswar zur Shari Neni, dem edelsten Bordell der Stadt, wobei die Kulturen manchmal durch das älteste Gewerbe der Welt, ein andermal aber einfach auch durch die Lingua franca der Anthologie, das Deutsche, verbunden werden. Die Texte wurden zum Teil in der Originalsprache abgedruckt und ins Deutsche übersetzt. Die Illustrationen stammen von Ilse Hehn und Shala Agapour, schade nur, dass sie nicht alle in Farbe sind, seien es die mit geheimnisvoller Schrift versehenen Malereien von Ilse Hehn oder die verstörenden Bilder in Acryl-Mischtechnik von Agapour. Ein bisschen

mehr Sorgfalt hätte man beim Lektorat erwarten dürfen, manchmal wechselt die Rechtschreibung von alter zu neuer im gleichen Text, und Karel Kukal-Beyeler ist wohl nur zusätzlich in die bibliografischen Angaben hineingerutscht, im Buch aber nicht weiter vertreten.

Alles in allem bietet der Band aber einen lebhaften Eindruck, wie bereichernd Exil sein kann, für die, die gekommen sind, wie auch für die, denen sie begegnen.

Edith Ottshofski (KK)

Nationalismus zwischen Aktivität und Reaktivität

Notizen zu einer Habilitationsschrift

Da legt ein Nachwuchshistoriker 688 Seiten einer Habilitation vor, die von dem Oldenburger Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa als Band 63 in der Reihe seiner Schriften veröffentlicht wird. Sie trägt den Titel „Großschlesisch? Großfriesisch? Großdeutsch!“ und den Untertitel „Ethnonationalismus in Schlesien und Friesland, 1918–1945“. Sie wäre sogar „großartig“ zu nennen, wenn sich der Verfasser nicht durch vorgefasste Meinungen in seiner Urteilskraft von vornherein beschränken würde.

Er sieht nämlich in den nationalen Bestrebungen der gesamten Bevölkerungsgruppen der Schlesier – denen er die Sudetendeutschen zurechnet – und der Friesen Vorstufen und Vorläufer des Nationalsozialismus und versucht dies auch an einzelnen Persönlichkeiten festzumachen.

Schon der Begriff „Ethnonationalismus“ ist zweifelhaft, denn Nationalismus beruht immer auf der „natio“, dem Volk, dem die jeweilige Gruppe entstammt. Er entwickelt sich immer dann, wenn die eigene Nation von anderen Nationen in Frage gestellt, missachtet oder unterdrückt wird. So war die Entwicklung eines schlesischen oder sudetendeutschen Stammesbewusstseins eine Antwort auf polnischen bzw. tschechischen Nationalismus, der spätestens seit F. Palacky die slawische Herkunft der österreichischen/deutschen Identität entgegenstellte. Man kann also keine zeitliche Grenze wie etwa das Jahr 1918 hier ansetzen. Man kann auch die Sammelbe-

zeichnung „Sudetendeutsch“ für die deutschen Bewohner Böhmens und Mährens nicht problematisieren, ohne den tschechischen Nationalismus als bedeutendste Ursache zu erklären.

Zwar erläutert Weger zutreffend, dass der Begriff „sudetendeutsch“ schon vielfach im 19. Jahrhundert genannt und verwendet wurde. Trotzdem bleibt ihm der Begriff und bleiben ihm die politischen Ziele der Sudetendeutschen unverständlich. Stattdessen zeigt er immer wieder Sympathie für die 1918 mit Hilfe der Alliierten des Ersten Weltkrieges völlig neu errichtete Tschechoslowakei. In den 1918/1919 unternommenen Bemühungen der großen Mehrheit der Sudetendeutschen sieht er Versuche der „territorialen Desintegration der gerade erst gegründeten CSR“.

Welche Konflikte die in Versailles beschlossene „Neuordnung“ Mitteleuropas in der CSR erzeugte, zeigt der Verfasser in seiner ausführlichen Darstellung des Hochverratsprozesses gegen Richard Patscheider und weitere sudetendeutsche Aktivisten im Jahre 1936, denen großdeutsche, damit auch nationalsozialistische Ziele vorgeworfen wurden. Die Kerkerstrafen konnten den weiteren Verlauf der deutsch-tschechischen und europäischen Politik nicht beeinflussen.

Weil Weger den tschechischen Ethnonationalismus weitgehend ausklammert, auf den der sudetendeutsche/deutsche Nationalismus reagiert hat, setzt er seine Darstellung dem Vorwurf der Einseitigkeit aus. Die Nationalismen in Europa, insbesondere in Ostmitteleuropa, waren in sich verflochten und führten in die Katastrophe.

Rüdiger Goldmann (KK)

Strenger als Musik ist nur die Wissenschaft von ihr

Zum Tod von Hubert Unverricht

Kürzlich verstarb im Caritas-Altenzentrum Maria Königin in Mainz-Drais der aus Schlesien stammende Musikwissenschaftler Professor

Dr. Hubert Johannes Unverricht im Alter von 90 Jahren. Geboren am 4. Juli 1927 in Liegnitz/Niederschlesien, besuchte er von 1938 an das Johanneum in Liegnitz, die staatliche Oberschule für Jungen. Die Einberufung zur Wehrmacht und der Einsatz als Flakhelfer blieben ihm erspart. Nach der Vertreibung besuchte er die Oberprima des Werner-von-Siemens-Gymnasiums in der sächsischen Kreisstadt Großenhain, wo er im Juli 1947 das Abitur ablegte. Anschließend studierte er bis 1951 an der Humboldt-Universität in Ostberlin Musikwissenschaft, Germanistik und Philosophie, wechselte aber 1952 an die 1948 gegründete Freie Universität in Westberlin, wo er am 10. Dezember 1953 promoviert wurde.

Nach beruflichen Zwischenstationen in Westberlin arbeitete er von 1956 bis 1962 als wissenschaftlicher Mitarbeiter am 1955 gegründeten Haydn-Institut in Köln, wo die kritische Gesamtausgabe der Werke des österreichischen Komponisten erarbeitet wurde, und wechselte zum Wintersemester 1962/63 als Assistent an das Musikwissenschaftliche Institut der Universität Mainz. Dort habilitierte er sich 1967 mit einer Arbeit zur „Geschichte des Streichtrios“ und wurde Privatdozent für Musikwissenschaft und Musikgeschichte. Von 1980 bis 1990 hatte er als Professor den Lehrstuhl für Musikwissenschaft an der Katholischen Universität Eichstätt inne.

Seine Hauptforschungsgebiete waren die Musikgeschichte, besonders die Klassik und die Frühromantik, die Geschichte der Kammermusik und die regionalen Musikgeschichten des Rheinlands, Bayerns und Schlesiens. Seit 2004 war er Ehrenvorsitzender der Historischen Kommission für Schlesien, Ehrenmitglied der Freunde und Förderer der Stiftung Kulturwerk Schlesien in Würzburg und der Historischen Gesellschaft Liegnitz. Von 1995 bis 2001 war er auch Vizepräsident und Präsident des Heimatwerks Schlesischer Katholiken. Zum 65. Geburtstag 1992 erschien eine Festschrift (Tutzing 1992), 2008 erhielt er den Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen in Hannover. Das Verzeichnis seiner Schriften umfasst über 800 Titel.

Jörg Bernhard Bilke (KK)

„Ich will wirken in dieser Zeit“

In der Kunst der Käthe Kollwitz ist auch 150 Jahre nach ihrer Geburt und jetzt erst recht die Wirklichkeit mit Händen zu greifen



Selbstbildnis

Die Wege und Abwege des eigenen Lebens zu ergründen macht schon manchem literarisch geschulten Autobiographen Kopfzerbrechen, weniger vielleicht, wenn das Geschriebene der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden und damit als Selbstbild glanzvoll erscheinen soll. Wer sich aber seinem Tagebuch ohne Publikationsziel, also schutzlos zuwendet, es mithin als täglichen oder jedenfalls ständig zugänglichen Gesprächspartner für seine

Gedanken, Zweifel und Ängste vor sich sieht, muss ein ehrliches Verhältnis zur Wahrheit und zu sich selbst finden und dieses formulieren können und wollen.

Käthe Kollwitz hat ab September 1908 Tagebuch geführt, für sich, ohne das Ziel einer Veröffentlichung. Da war sie 41 Jahre alt und seit 1891 verheiratet mit dem Arzt Dr. Karl Kollwitz (1863–1940), mit dem sie in Berlin lebte. Ihre beiden Söhne Hans (1892–1971) und Peter (1896–1914) waren jung, und sie selbst hatte nach den prägenden Königsberger Jahren von 1867 bis 1891 bereits eine beachtliche künstlerische Karriere hinter sich. 35 Jahre lang, bis 1943, vertraute sie ihrem Tagebuch an, was sie bewegte, was sie bedrückte, schmerzte oder auch erfreute, und was sie plante. Wir wissen nicht alles, weil nur Teile der literarisch bemerkenswerten Tagebücher an die Öffentlichkeit gelangten, Käthe Kollwitz ihnen aber auch nicht alles anvertraute. Dennoch sind sie unschätzbare Quellen für jeden, der sich mit diesem außergewöhnlichen Menschen befassen möchte.

An die Seite dieser Innensicht treten Erinnerungen von Menschen, die Käthe Kollwitz nahestanden, wie Beate Bonus-Jeep, die sechzig Jahre mit der Künstlerin befreundet war. Sie ergänzen den Blick auf Käthe Kollwitz wie zahlreiche Monographien, die je nach ihrer Perspektive Leben und Werk der Künstlerin von außen zu erschließen und zu ergründen versuchen.

Das Studium dieser Bücher zeigt die eben nicht fassbare Vielschichtigkeit und Tiefe eines Menschen, dessen Leben und Werk so intensiv mit der durchlebten Zeit verwoben sind, dass sich abschließende Urteile schlicht verbieten. Um Käthe Kollwitz wird immer ein Geheimnis bestehen bleiben.

Die 1867 geborene Käthe Schmidt wuchs mit drei Geschwistern in einem geistlich-christlich geprägten freidenkenden Hause auf. Die Eigenständigkeit, auch wenn sie Nachteile brachte, war ein Kennzeichen der Familie. Der Großvater Julius Rupp (1809–1884), ein gelehrter Mann, war den preußischen Behörden in die Quere gekommen und hatte seine Ämter verloren. So gründete er mit seinen Getreuen die Freie evangelisch-katholische Gemeinde Königsbergs, nahm zahlreiche Repressalien in Kauf, blieb aber seiner Auffassung treu. „Wer nach der Wahrheit, die er bekennt, nicht lebt, ist der gefährlichste Feind der Wahrheit selbst.“ Ein Wort, das bis heute an einem Gedenkstein für ihn mit einem Relief seiner Enkelin auf der Südostseite des Königsberger Doms in Kaliningrad zu lesen ist.

Käthes Vater Karl Schmidt (1825–1898), der Julius Rups Tochter Katharina (1837–1925) geheiratet hatte, konnte nach Abschluss des Jurastudiums wegen seiner demokratischen Geisteshaltung nicht in den preußischen Staatsdienst eintreten. Eigenständiges Denken vertrug sich nicht mit dem Untertanengeist des preußischen Kaiserreiches. Also erlernte Karl Schmidt das Maurerhandwerk und wurde ein erfolgreicher Bauunternehmer.

Vater und Großvater, die nach der Aufklärungs-Devise Kants lebten: „Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen“, waren lebenslange Vorbilder für Käthes Denken und Handeln. Weder als Frau, deren gesellschaftliche Rechte um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert äußerst prekär waren, und schon gar nicht als Künstlerin hätte sie reüssieren können,

hätte sie nicht die vorgelebte Widerstandskraft aus der Familie stets vor Augen und die Gewissheit gehabt, dass sie sich der Unterstützung aus ihrer Familie immer sicher sein konnte.

Der Vater erkannte die Begabung seiner Tochter und ließ ihr in Königsberg privat durch den Kupferstecher Rudolf Maurer und die Maler Gustav Naujok und Emil Neide Zeichen- und Malunterricht geben. Nach sechs Jahren Ausbildung in Königsberg konnte sich Käthe Kollwitz 1886/87 an der Künstlerinnenschule in Berlin bei Karl Stauffer-Bern und 1888/90 bei Ludwig Herterich in München weiterbilden. Unter den jungen Künstlerinnen kam es zu heißen Diskussionen, als Käthe Kollwitz in München mit einem Verlobungsring erschien. Die Künstlerinnen nahmen für sich in Anspruch, zölibatär zu leben. Familie und Kunst, das gehe unmöglich zusammen.

Dennoch: Käthe Schmidt heiratete 1891 ihren Jugendfreund Karl Kollwitz, mit dem sie in Berlin ein halbes Jahrhundert kontinuierlich weiterarbeiten konnte, während er als Arzt tätig war. Dass dieser Prozess nicht reibungslos verlief, können wir den Tagebüchern entnehmen. Sie haderte nicht nur ständig mit sich selbst, sondern sie musste auch ihren sozial- und gesellschaftskritischen Weg in den Berliner Arbeitervierteln bei sich ständig verändernden politischen Entwicklungen mit ihrer Kunst immer wieder neu abstimmen. Käthe Kollwitz war ihr eigener schärfster Kritiker. Sie versuchte und verwarf, sie zweifelte und änderte, teilweise mehr als ein Dutzend mal für eine ihr zusagende Endfassung, und ging doch mit ihrer Selbstkritik ihren Weg zur Vervollkommnung ihrer Kunst zielstrebig weiter.

Stets hat sie auf eine endgültige Aussage hingearbeitet, ein ungeheuer hoher Anspruch an die eigene künstlerische Gestaltungskraft, den sie zeitlebens zu erfüllen suchte. Nur mit einem Thema ist sie niemals „fertig geworden“, mit dem Tod. „Den erschütterndsten Ausdruck findet er

da, wo die Kräfte noch reichen, um in einer Zeichnung das eigene Grab zu graben (1943)“, schreibt Catherine Kraher. Es ist ein Bild, in dem der endgültige Abschied von der Welt dem Betrachter geradezu schockierend vor Augen tritt.

Ihre Selbsteinschätzung als sozialkritische Künstlerin ließ sie sich nicht von anderen definieren oder gar instrumentalisieren. Von Jugend auf hatte sie, vor allem über ihren Bruder Konrad (1863–1932), Kontakte zur Sozialdemokratie, später auch zu Kommunisten. So bewunderte sie anfangs die Oktoberrevolution in Russland, aber nie gehörte sie einer Partei an und ließ sich ihre Kunst nicht einseitig vereinnahmen, auch wenn sie sich an Protestaktionen gegen den Hunger und Aufrufen gegen den Krieg beteiligte und sich stets mit der Arbeiterschaft solidarisierte.

Ihr zeichnerisches Talent entfaltete Käthe Schmidt schon in Königsberg in eine außergewöhnliche Richtung. Im Jahre 2007 widmete das Museum Stadt Königsberg in Duisburg den prägenden Königsberger Jahren von Käthe Kollwitz eine bemerkenswerte Ausstellung. Das Arbeitermilieu, der Hafen mit seinen Sackträgern und die Ma-

trosenkneipen waren Fundorte für ihre Motive, für eine junge Frau sehr ungewöhnlich und bemerkenswert. Den Arbeiter empfand sie als „ästhetisch schön“ im Gegensatz zum pedantischen Bürgertum. Was sie zeichnete oder bald auch radierte, war das, was sie sah: die Schwere der Arbeit, die Not und das Elend des Proletariats, den Hunger der Kinder, den allgegenwärtigen Tod.

Ihre ersten graphischen Zyklen verdankte sie literarischen Vorbildern, die sie aber nicht schlicht illustrierte, sondern in eigener Kreativität gestaltete. Nachdem sie 1893 die Uraufführung von Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ gesehen hatte, arbeitete sie bis 1897 an ihrem ersten eigenen Zyklus in sechs Blättern „Ein Weberaufstand“. Ferdinand Freiligraths Schlachtruf „Trotz alldem!“ inspirierte sie 1903 zu ihrem Zyklus „Bauernkrieg“. Die Holzschnittfolge „Krieg“ schuf sie 1922/23, ihr Zyklus „Proletariat“ entstand 1925, und in den Jahren 1934 bis 1937 schloss sie diese Arbeiten mit acht Lithographien zum Thema „Tod“ ab.

Die ostpreußische Kunsthistorikerin Catherine Kraher versteht es in ihrer Studie über Käthe Kollwitz (1981), die einmalige Koinzidenz von Inhalt und kreativer Gestalt



*Die trauernden Eltern,
das Mahnmal für
Sohn Peter auf dem
Soldatenfriedhof in
Roggevelde, Belgien.
Das Bild stammt aus
dem Buch „Deutsch-
land – Erinnerungen
einer Nation“ von Neil
MacGregor*

Die anderen Bilder: Staatliche Museen zu Berlin, Wikimedia Commons

in den Arbeiten der Künstlerin zu interpretieren. Bei Käthe Kollwitz „sind Leben und Lebenswerk, trotz der verschiedenen Deutungen, die sie hervorgerufen haben, niemals auseinandergerissen worden. Ihr Werk ist in dem Sinne autobiographisch, dass sie nur gestalten konnte, was sie als Frau erlitten und als Mensch erlebt hat – als Mensch einer bestimmten Zeit, einer bestimmten Tradition und einer bestimmten gesellschaftlichen Herkunft.“

Käthe Kollwitz war in der Kaiserzeit eine Skandalkünstlerin. Die Ausstellung „Heimarbeit“ wurde mit einer Radierung von Käthe Kollwitz beworben, die eine ausgemergelte, über ihrem Tisch eingeschlafene Arbeiterin zeigt. Kaiserin Auguste Viktoria war empört und weigerte sich, die Ausstellung zu besuchen. Man solle dieses furchtbare Bild entfernen. Kaiser Wilhelm II., der häufiger mit Kommentaren zur „Gossenkunst“ hervortrat, lehnte die Auszeichnung von Käthe Kollwitz mit einer goldenen Medaille für ihren „Weberaufstand“ mit der Begründung ab, „das käme ja einer Herabwürdigung jeder hohen Auszeichnung gleich. Orden und Ehrenzeichen gehören an die Brust verdienter Männer“, wie Yvonne Schymura berichtet.

Der Soldatentod ihres Sohnes Peter im Oktober 1914 in Belgien veränderte das Leben von Käthe Kollwitz nachhaltig. Trauer und Schmerz über den Verlust lassen sich aus den Aufzeichnungen in den Tagebüchern nur erahnen. Hatte der Tod schon vorher im Werk der Künstlerin eine ständige Präsenz gehabt, so wurde nun dieses Thema kunst- und lebensbeherrschend. Von der Graphik wandte sie sich verstärkt der Plastik zu. Jahrelang plante sie ein Denkmal für Peter, das schließlich ein Mahnmal der trauernden Eltern wurde. 1932 wurde das Denkmal auf dem Soldatenfriedhof in Roggevelde in Belgien eingeweiht. Achtzehn Jahre hatten die Arbeiten an dem Denkmal gedauert, die Lebenszeit von Peter Kollwitz.

Als Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg

im Januar 1919 ermordet wurden, verwarf die Kollwitz ihre Radierungen und Stahlstiche, die sie für die Familie entworfen hatte. Schließlich schuf sie einen Holzschnitt, der bis heute den Wirkungsunterschied zur Radierung zeigt; zugleich sorgte die Arbeit für Diskussion. Ihr fehle völlig das Klassenkämpferische, kritisierten ihre sozialistischen Freunde.

Die trauernden Arbeiter ziehen an dem toten Karl Liebknecht vorüber, ein schmerz erfülltes Bild, dem nur ein von einer Mutter emporgehobenes Kind und der Lichtschein um das Haupt des Toten Hoffnung verleihen. „Nicht zufällig ist das Gedenkblatt wie eine moderne ‚Beweinung‘ gearbeitet, und diese Assoziation mit der christlichen Tradition wirft wiederum die Frage nach dem revolutionären Gehalt des Blattes auf“, meint Catherine Kraher.

Zum diesjährigen Jubiläum der Künstlerin hat die Historikerin Yvonne Schymura eine Käthe-Kollwitz-Biographie vorgelegt. Die „quellenkritische biographische Erzählung“ will weder ein „bestimmtes, politisch gewolltes Kollwitz-Bild“ bestätigen, noch sich „von der Künstlerin selbst auf eine falsche Fährte führen“ lassen. Schymura will sich darum bemühen, „Käthe Kollwitz frei von politischen und persönlichen Verbindlichkeiten zu betrachten“ und dazu beizutragen, „bisher vernachlässigte Seiten im Leben dieser Künstlerin sichtbar“ zu machen. Ein hoher Anspruch.

Das umfangreiche, mit Illustrationen ausgestattete Buch widmet sich sehr ausführlich den Umständen des Lebens von Käthe Kollwitz. So kommen die gesellschaftlichen, politischen und kulturpolitischen Ereignisse in den Blick, die das Leben der Künstlerin beeinträchtigten oder auch förderten. Vom Kaiserreich über den Ersten Weltkrieg, die Weimarer Zeit und das Dritte Reich bis in den Zweiten Weltkrieg hinein erhalten wir, ergänzt durch die Aufzeichnungen aus den Tagebüchern und der Freundin Beate Bonus-Jeep, viele neue Einsichten in das

Leben der Künstlerin sowie Korrekturen und Ergänzungen zu zahlreichen Lebensstationen. Das ist verdienstvoll und einer jahrelangen Quellenarbeit zu verdanken.

Besonderes Augenmerk richtet Schymura zu Recht auf die Hindernisse, denen Käthe Kollwitz als Frau und Künstlerin gegenüberstand. Ihre Sorgen und Nöte als Ehefrau und Mutter in einem Berliner Arbeiterviertel, in dem ihr Mann als Arzt einen schweren Dienst tat. Ihre Unfreiheit in der Zeiteinteilung als Künstlerin, die ihre Arbeit ohne Unterstützung mit der ständigen Sorge um die Familie vereinbaren musste. Nach dem glücklichen ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, den schweren Kriegs- und den notgeprägten Nachkriegsjahren wurde Käthe Kollwitz 1919 als erste Frau in die Preußische Akademie der Künste aufgenommen und erhielt den Professorentitel, den sie eigentlich nicht wollte. Zu ihrem 60. Geburtstag im Jahre 1927 konnte sie als allseits anerkannte Künstlerin auf ihr Lebenswerk zurückschauen.

Zu kurz kommt bei diesem Ansatz aus historischer Sicht im Vergleich zu der Arbeit von Catherine Kraemer die kunsthistorisch notwendige Analyse des Werkes. So legt Schymura keinen Wert auf die Analyse und Bedeutung der mehr als einhundert Selbstbildnisse von Käthe Kollwitz, die sicher nicht nur entstanden sind, weil die Künstlerin die Kosten für ein Modell sparen wollte. Kraemer hebt hervor, dass aus den Selbstbildnissen derselbe Mensch spricht wie aus den Tagebüchern. „Den Trieb, sich immer wieder selbst darzustellen, wird man schwerlich als eine narzisstische Anlage deuten können. Ihre Selbstbilder sind vielmehr Rechenschaft, Zeugnis, Überprüfung, Merksteine eines Lebens, aber auch einer Zeit.“ Auffallend sei die Tatsache, „dass gerade ihre Selbstbildnisse meist kühler, distanzierter, verhaltener im Ausdruck sind als ihre anderen, so betont emotionalen Werke“.

Auch der Vergleich mit dem kongenialen



Mit Ernst Barlach, dem Bruder in der Kunst, „verwoben“: Die Klage

Ernst Barlach kommt bei Schymura zu kurz. Barlach hatte seinem Güstrower „Schwebenden Engel“ von 1927 unbewusst die Gesichtszüge von Käthe Kollwitz gegeben. Nach Barlachs Tod arbeitete Kollwitz an ihrem wohl bekanntesten Relief „Die Klage“, einem Werk, das „mit Barlach verwoben“ ist, wie Kraemer ausführt. „Das Geheimnisvolle dieses Reliefs steigt aus innerster Tiefe und gibt diesem Werk eine außerordentliche Bedeutung.“ Es verkörpert geheimnisvoll „Nachdenken und Trauer, Stille und Schweigen“.

Hervorzuheben ist, dass Schymura sehr kenntnisreich und abgewogen mit der Frage der Vereinnahmung und Instrumentalisierung von Käthe Kollwitz umgeht. Aufschlussreich ist die Gegenüberstellung der öffentlichen Bekundungen in der DDR und der Bundesrepublik Deutschland anlässlich des 100. Geburtstages der Künstlerin 1967. Während die DDR bei allen auch dort geführten Diskussionen Käthe Kollwitz als Repräsentantin des realen Sozialismus zu interpretieren suchte, vermittelte die Bundesrepublik zunächst ganz unpolitisch

das Bild der leidenden Mutter. Von einer unvoreingenommenen wissenschaftlichen Annäherung an Leben und Werk der Künstlerin war man noch weit entfernt. „Ich bin einverstanden, dass meine Kunst Zwecke hat. Ich will wirken in dieser Zeit, in der Menschen so ratlos und hilfsbedürftig sind.“ Das hatte Käthe Kollwitz im Dezember 1922 in ihr Tagebuch geschrieben. Schymura schildert, wie der Frankfurter Kunstverein 1973 diese Aussage der Künstlerin zum Ausgangspunkt einer Ausstellung machte, in der alle wichtigen Werke von den sozialkritischen Zyklen über die Arbeiten für den „Simplizissimus“ bis zu den Folgen „Krieg“, „Proletariat“ und „Tod“ gezeigt wurden. Mit Blick auf die Ausstellungsmacher urteilt Schymura: „sie bemühten sich mehr oder weniger unverhohlen, das Kollwitz-Bild der DDR in Westdeutschland zu etablieren“.

Der ideologische Streit um eine übertragene Künstlerpersönlichkeit ist Vergangenheit. Käthe Kollwitz ist mit ihrer vergrößerten „Pieta“ in der Neuen Wache

in Berlin, über deren Aufstellung es noch einmal Auseinandersetzungen gegeben hatte, die einzige deutsche Künstlerin, die uneingeschränkt zum europäischen Kulturerbe zählt. Sie hat erreicht, wovon sie sicher nicht zu träumen wagte. Käthe Kollwitz und Ernst Barlach gemeinsam bilden ein künstlerisches Unikat im 20. Jahrhundert.

Yvonne Schymura fragt am Ende ihres wichtigen Buches, ob das Werk von Käthe Kollwitz politisch oder von einem humanistischen Geist getragen sei, und antwortet: „Es ist beides, politisch und ethisch. ... Der vermeintliche Gegensatz existiert nicht. Mehr als siebenzig Jahre nach Kollwitz' Tod und siebenundzwanzig Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges ist die Frage danach endlich in den Hintergrund getreten. Sie gibt den Blick frei auf das facettenreiche Werk einer einzigartigen Künstlerin, das die Zeit überdauert. Die Ambivalenzen können wir heute getrost hinnehmen.“ Dem würde Käthe Kollwitz sicher zustimmen.

Klaus Weigelt (KK)

Auf Radiowellen um die Welt

Und umgekommen im Sumpf seines Jahrhunderts: Joseph Schmidt, der Tenor aus der Bukowina und Medienstar *avant la lettre*

Am 16. November 1942 starb einer der wohl vielseitigsten und berühmtesten Sänger des 20. Jahrhunderts einen tragischen Tod. Mit der Flucht in die neutrale Schweiz suchte sich Joseph Schmidt vor den Nationalsozialisten in Sicherheit zu bringen. Doch der jüdische Flüchtling war hier nicht willkommen. Dabei war Schmidt in der Schweiz durchaus kein Unbekannter. Noch wenige Jahre zuvor hatte er vielbeachtete Konzerte in Basel und Zürich gegeben. Hier hatte er Freunde, die für den Flüchtling bürgen und für ihn aufkommen wollten. Die Behörden wiesen ihn trotzdem unnötigerweise in ein Internierungslager ein, wo er unter

erbärmlichen Bedingungen erkrankte und nach einer fatalen Fehldiagnose 38-jährig an Herzversagen starb.

Nur eine Flucht aus Südfrankreich, wo er festsaß, in die Schweiz hatte ihn noch vor dem Verderben retten können. Doch die Schweiz verfügte im August 1942 eine totale Grenzsperrung für Flüchtlinge. Am 7. Oktober 1942 gelang ihm bei Genf beim dritten Versuch der illegale Grenzübertritt. Völlig erschöpft wurde er in Zürich aufgegriffen. Die Behörden erteilten dem Sänger, der sich mittellos und illegal im Land aufhielt, Auftrittsverbot und wiesen ihn in das



Vor dem Mikrophon im Film „A star fell“

Bild: der Autor

Internierungslager Girenbad ein, wo ihn der Tod ereilte

Unter den berühmtesten Tenören des 20. Jahrhunderts nimmt der Sänger Joseph Schmidt eine Sonderstellung ein. 1904 im österreichischen Kronland Bukowina geboren, durchlebte er in einer Zeitspanne von nur zehn Jahren unvorstellbare Triumphe – dank dem damals jungen Massenmedium Rundfunk. Mit seiner Stimme begeisterte er Hunderttausende von Menschen vor den heimischen Radios. Er füllte die Konzertsäle in Berlin, Wien und New York.

Auch vielen älteren Schlesiern dürfte sein unverwechselbarer Gesang noch in Erinnerung sein. So übertrug der Rundfunk im Januar 1932 auch ein großes Konzert Schmidts aus Breslau. Angekündigt unter dem Titel „Der Heldentenor und der lyrische Tenor“ lieferten sich Joseph Schmidt und der Richard-Wagner-Interpret der Staatsoper Berlin, Fritz Soot, ein beinahe zweistündiges musikalisches Duell, das von der Schlesischen Philharmonie Breslau begleitet wurde. Dass es noch einen Rundfunkmitschnitt dieses Breslauer Konzerts gibt, scheint fast ausgeschlossen. Einen der Gründe dafür sieht der Biograph Alfred Fassbind in der Verfemung und Verfolgung Schmidts in den 1930er Jahren.

Doch Zufälle gibt es immer wieder. Nach 83 Jahren hat ein Sammler 2015 eine „Versuchsaufnahme“ der Funkstunde Berlin in

die Hände bekommen und ihren einzigartigen Wert erkannt. Joseph Schmidt singt darauf die Arie des Chapelau aus Adolphe Adams Oper „Der Postillion von Lonjumeau“. Insgesamt 18 Minuten Musik wurden auf Platten aufgezeichnet. Geschnitten wurde mittels Rundfunk-Plattenschneidern auf einseitigen Wachsmatrizen von innen nach außen. Das Plattenlabel gibt als Hinweis „Überlappt“, d. h. das Stück wurde auf der Folgeseite der nächsten Matritze weitergeführt. Nach 4 Minuten und 50 Sekunden reißt die Aufnahme ab, mehr konnte damals nicht aufgezeichnet werden.

Schon im Herbst 1929 brachte die junge Plattenfirma Ultraphon die ersten Schallplatten mit der Stimme Schmidts heraus: Arien aus Opern und Operetten. Schmidts Platten verkauften sich mit ungeahntem Erfolg und machten den Tenor zum meistgehörten Sänger Anfang der 1930-er Jahre. Sein auf Schellackplatten verkauftes Repertoire listet 209 Aufnahmen auf, darunter allein 41 Opern und 15 Operetten.

Joseph Schmidt begann nach einer Ausbildung zum Kantor in Czernowitz im Jahre 1925 sein Studium in Berlin an der Hochschule für Musik und Gesang bei Professor Hermann Weißenborn, der in späteren Jahren auch Dietrich Fischer-Dieskau zum erfolgreichen Sänger ausbildete. Auf Empfehlung des Direktors der Musikhochschule durfte Schmidt Anfang Februar 1929 beim Berliner Rundfunk vorsingen. Der Leiter der Opernabteilung des Berliner Senders „Funkstunde“, der niederländische Opernsänger Cornelis Bronsgeest, suchte ständig nach neuen Talenten. Schmidt, der mit seiner kleinen Gestalt für die Opernbühne ungeeignet schien, konnte sich mit einer ausdrucksvollen Stimme für den Rundfunk empfehlen. Gleich bei seinem Rundfunkdebüt am 18. April 1929 sang er mit der Rolle des Vasco da Gama in Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin“ eine der heikelsten Partien, die es in der Opernliteratur für Tenöre gibt. Sein Auftritt war ein Riesenerfolg. Kör-

beweise ging Fanpost beim Berliner Sender ein. Von nun an war „der kleine Mann mit der großen Stimme“ bis Anfang 1933 jeden Monat mit einer neuen Funkoper live über den Berliner Sender zu hören.

Das Publikum jubelte ihm auch bei Bühnenauftritten in Danzig, Warschau, Czernewitz und Riga zu, er sang beim Südfunk Stuttgart, in Frankfurt am Main, in Hamburg und an der Königlich Flämischen Oper in Antwerpen auf. Er sang vor Kibbuznikim in Palästina, gastierte zu Konzerten in Deutschland, Polen, England, den Niederlanden, Belgien, Frankreich, der Schweiz, Finnland, Österreich, Rumänien, Bulgarien und der Tschechoslowakei.

Am 9. Mai 1933 nahmen im einst größten Kino Deutschlands, im Berliner Ufa-Palast, 2200 Zuschauer die Uraufführung des Films „Ein Lied geht um die Welt“ begeistert auf. Der 29-jährige Joseph Schmidt hatte den Höhepunkt, aber auch den Wendepunkt seiner Karriere in Deutschland erreicht. Wenige Monate zuvor waren hier die Nationalsozialisten an die Macht ge-

kommen. Dem Juden Schmidt war bereits im Februar 1933 der Zutritt zum Berliner Rundfunkhaus – seinem „Arbeitsplatz“ – verwehrt worden. Sein erfolgreicher Film durfte noch einige Zeit gezeigt werden und wurde dann verboten.

Joseph Schmidt emigrierte nach Wien und feierte Triumphe wie zuvor in Berlin. In der Donaumetropole standen ihm alle Türen offen. Er drehte hier weitere Musikfilme, die jedoch dem deutschen Publikum nicht gezeigt wurden. Von einer Konzerttournee in den USA nach Wien zurückgekehrt, konnte sich Schmidt wenige Tage vor dem „Anschluss“ Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 nach Brüssel absetzen. Hier traf er unverhofft alte Bekannte: Musiker, Komponisten, Sänger und Filmschauspieler – alle auf der Suche nach einer Zuflucht vor dem Nazi-Regime. Und dieses griff nach ihnen, auch über die Grenzen hinweg, und ein Künstler wie Joseph Schmidt war auch der indirekten Gewalt nicht gewachsen.

Carsten Eichenberger (KK)

Das Schöner ist des Schönen Freund

Von Peter Joseph Lenné gestaltete Landschaften zwischen Schlesien und Pommern in einer Ausstellung in Stettin

Peter Joseph Lenné (1789–1866), einer der bedeutendsten Landschaftsarchitekten des 19. Jahrhunderts, war maßgeblich an der Gestaltung der Gartenlandschaften in Potsdam und Berlin beteiligt. 1816 trat er in preußische Dienste und war unter drei Königen tätig. Er gestaltete aber nicht nur die königlichen Gärten, sondern kümmerte sich auch um Stadtgestaltung, die Ausbildung der Gärtner, Baumschulen, Blumenzucht und Landwirtschaft.

Neben Potsdam und Berlin hat Lenné in allen Ländern des historischen Preußen als Gartengestalter stilbildend gewirkt und zahlreiche die Landschaft bis heute

prägende Gartendenkmale hinterlassen. Während seine Parkanlagen auf dem Gebiet der Bundesrepublik bekannt und praktisch vollständig erfasst und dokumentiert sind, gerieten seine Werke in den ehemals deutschen Provinzen jenseits der heutigen Grenze weitgehend in Vergessenheit.

Die zweisprachige Ausstellung „„Meisterhaft wie selten einer ...“. Die Gärten Peter Joseph Lennés zwischen Schlesien und Pommern“, die am 11. Oktober in der Pommerschen Bibliothek/Książnica Pomorska, Saal Stanislaus Badon, in Stettin/Szczecin eröffnet wurde, will dazu einladen, die von ihm konzipierten Landschaftsgärten

auf der anderen Seite der Oder wiederzuentdecken. Sie bietet einen Überblick über die Landschaftsgestaltungen in den ehemaligen östlichen Provinzen Preußens im heutigen Polen, an denen Lenné direkt oder indirekt beteiligt war.

Die Ausstellung wurde vom Institut für Landschaftsarchitektur an der Technischen Universität Dresden, der Naturwissenschaftlichen Universität Breslau/Uniwersytet Przyrodniczy we Wrocławiu und der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten

Berlin-Brandenburg in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa realisiert. Sie basiert auf den Erkenntnissen aus einem Projekt, das von der Technischen Universität Dresden und der Hochschule Neubrandenburg angestoßen und in enger Kooperation mit weiteren Partnern in Polen und in Deutschland seit 2013 umgesetzt wurde.

Weitere Informationen auch auf der Website <http://www.ksiaznica.szczecin.pl>.

(KK)

KK-NOTIZBUCH

Der Historiker **Tim Buchen** übernimmt laut F.A.Z. im Dezember den neu eingerichteten **Lehrstuhl „Soziale und ökonomische Netzwerke der Deutschen im östlichen Europa im 19. und 20. Jahrhundert“** am **Dresdner Institut für Geschichte**. Bisher wurde die Geschichte der Deutschen im Osten hauptsächlich mit Blick auf ihr Ende beschrieben: der Vertreibung nach dem Zweiten Weltkrieg. Das Wissen über ihre Kultur, die über Jahrhunderte eine große Strahlkraft entfaltet hat, ist fast verschüttet, genauso wie ihre sozialen und ökonomischen Netzwerke, die einst den halben Kontinent durchzogen, heißt es von Seiten der Bundesbeauftragten für Kultur und Medien, Monika Grütters, deren Haus den Lehrstuhl fördert. Die reiche Kultur und lange Geschichte deutschsprachiger Siedler im Osten Europas sei nicht nur Teil unserer Identität, sondern gehöre auch zur europäischen Erinnerungskultur.

Das Düsseldorfer **Gerhart-Hauptmann-Haus** zeigt vom 25. Oktober bis

zum 15. Januar 2018 eine Ausstellung über **Bohuslav Fuchs**, den Architekten der tschechischen Avantgarde, dessen Bauten man heute auf Schritt und Tritt in Brünn wiederfindet. Es kommen zwölf tschechische und slowakische Architekten unserer Zeit zu Wort, die ausgewählte funktionalistische Bauten von Bohuslav Fuchs kommentieren.

Vom 15. November bis zum 15. Januar 2018 zeigt das Haus in der Ausstellung mit dem Titel „Paarweise“ **Collagen** von **Gabriele Kerkhoff** und **Sigur Storch-Cicogna**.

Am 2. und 3. November organisiert die **Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen** im Arbeitnehmer-Zentrum Königswinter den zweiten Teil ihrer Reihe staats- und völkerrechtlicher **Fachtagungen** in Verbindung mit der Studiengruppe für Politik und Völkerrecht zum Thema **„Der Erste Weltkrieg** und seine Folgen für das Zusammenleben der Völker in Mittel- und Osteuropa“.

(KK)

Dieses Heft wurde gedruckt mit Unterstützung der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Herausgeber:
Stiftung Deutsche Kultur im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter
Telefon (02223) 90660 11/-2
E-Mail: georgaescht@arcor.de
Internet: www.kulturportal-west-ost.eu

Redaktion: Georg Aescht (verantwortlich)

Textnachdruck in Zeitungen und Zeitschriften
honorarfrei bei Quellenangabe (KK).
Zwei Belegexemplare erbeten.
Artikelübernahme in Bücher und Broschüren bedarf
der jeweiligen Vereinbarung mit dem Autor.
Bildabgabe leihweise auf Anforderung.
Für unverlangte Einsendungen wird nicht gehaftet.

Verlag: Westkreuz-Verlag GmbH Berlin/Bonn

Herstellung:
Westkreuz-Druckerei Ahrens KG Berlin/Bonn
Töpchiner Weg 198/200, 12309 Berlin
Telefon (030) 7452047, Fax (030) 7453066
E-Mail: prepress@westkreuz.de
Internet: www.westkreuz.de

Bestellschein

Ich möchte Ihre monatlich erscheinende
KULTURPOLITISCHE KORRESPONDENZ
regelmäßig zugeschickt erhalten. Die Jahresgebühr
von 35 Euro begleiche ich nach Erhalt der Rechnung.
Das Abonnement ist zum Jahresende kündbar.

Meine Versandanschrift lautet:

Name

Straße/Nr.

Plz/Ort

Datum/Unterschrift

Ihr Interesse kann Interesse wecken!

Wenn Ihnen die Thematik der
KULTURPOLITISCHEN
KORRESPONDENZ
am Herzen liegt, so geben Sie sie
bitte auch an Bekannte und Freunde
weiter. Die Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR ist dank-
bar für jede Hilfe bei der Erfüllung
ihrer selbstgestellten Aufgabe, ost-
deutsches kulturelles Erbe bewusst
und europäischen kulturellen Aus-
tausch lebendig zu erhalten.

**Aufgrund der angespannten
Finanzlage bitten wir um Spenden:
Konto 175 321 02, BLZ 370 501 98,
Sparkasse KölnBonn
IBAN DE86 3705 0198 0017 5321 02
BIC COLSDE 33**

Bestellschein senden an:

**Stiftung Deutsche Kultur
im östlichen Europa – OKR
Cäsariusstraße 91
53639 Königswinter**